

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden vom Grenzfriedensbund herausgegeben.

Sie sind eine Mitgliederzeitschrift und im freien Handel nicht erhältlich.

Der Bezugspreis ist enthalten im Mitgliedsbeitrag des Grenzfriedensbundes.

Für die mit Autorennamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. Redaktion der Grenzfriedenshefte Südergraben 53, 2390 Flensburg.

Verantwortlich: Artur Thomsen, Holstengang 4, 2390 Flensburg.

Druck: Severin GmbH & Co., Graphische Werke, Flensburg.

WAS DAS HEFT BRINGT

	Seite
<i>Artur Thomas</i> Der Bundespräsident in Norwegen.....	154
<i>Ole Feldbæk</i> Friedrich der Große – zur Bewährung auf freiem Fuß.....	162
<i>Klaus-Ove Kahrman</i> Schleswig-holsteinische Heimatschutz-Architektur in den 20er Jahren.....	169
<i>Ulrich Schulte-Wülwer</i> Die Künstlerin Elsbeth Arlt.....	176
<i>Inge Adriansen</i> Das „rollende“ Museum	181
Umschau ab Seite 184	

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden vom Grenzfriedensbund herausgegeben.

Sie sind eine Mitgliederzeitschrift und im freien Handel nicht erhältlich.

Der Bezugspreis ist enthalten im Mitgliedsbeitrag des Grenzfriedensbundes.

Für die mit Autorennamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. Redaktion der Grenzfriedenshefte Südergraben 53, 2390 Flensburg.

Verantwortlich: Artur Thomsen, Holstengang 4, 2390 Flensburg.

Druck: Severin GmbH & Co., Graphische Werke, Flensburg.

Der Bundespräsident in Norwegen

Im September 1986 hat unser Bundespräsident mit seiner Gattin einen Staatsbesuch in Norwegen gemacht, einem Land, das ähnlich wie unser unmittelbarer Nachbar Dänemark im Zweiten Weltkrieg unter der deutschen Besetzung gelitten hat. Herr von Weizsäcker hat bei dieser Gelegenheit mehrere Reden gehalten, die für die Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland zu den skandinavischen Ländern von grundsätzlicher Bedeutung sind. Wir haben daher das Bundespräsidialamt gebeten, uns den Text dieser Ansprachen zu übermitteln und erhielten mit der Antwort nicht nur den Wortlaut der Reden, sondern auch einen Dank des Bundespräsidenten für »die verdienstvolle Arbeit«, die »der Grenzfriedensbund bei seinem Bemühen um gute Nachbarschaft mit dem dänischen Volk leistet«. Über diese Anerkennung freuen wir uns natürlich. Im folgenden bringen wir die drei Ansprachen, die unser Staatsoberhaupt bei einem Bankett im Königlichen Schloß, bei einem Empfang der norwegischen Regierung in Schloß Akerhus in Oslo und — in englischer Sprache — am Denkmal in Elverum gehalten hat.

Empfang im Königlichen Schloß in Oslo

Majestät, Königliche Hoheiten,
meine Damen und Herren!

Für Ihr freundliches Willkommen danken meine Frau und ich Ihnen herzlich. Es hat mich besonders berührt, daß Sie Ihre liebenswürdige Begrüßung mit den Worten meiner eigenen Sprache zum Ausdruck gebracht haben.

Ihrer Einladung, Majestät, sind wir mit großer Freude gefolgt. Ich bin glücklich, sie als ein Zeichen der Verbundenheit zwischen unseren Ländern empfinden zu dürfen.

Norweger und Deutsche haben sich in der geistigen Entwicklung ihrer Geschichte immer wieder gegenseitig bereichert. Vielleicht nur selten haben sich zwei Völker so frei von politischem Konflikt und zugleich geistig so nahe untereinander verbunden gefühlt. Kultur und Kunst fanden wechselseitig Zugang und durch die Zusammenarbeit auch den Weg in die Welt.

Die Verbindung zwischen Johann Christian Dahl und Caspar David Friedrich ist dafür ein Beispiel. Edvard Munch wurde zum Wegbereiter des für die deutsche Kunst so wichtigen Expressionismus. Aus der großen norwegischen Literatur sind es vor allem Henrik Ibsen und Knut Hamsun, die geradezu Teil der Literatur meines Landes geworden sind.

Ähnliches gilt in der Musik für Edvard Grieg. Sie alle schöpften die Tiefe ihrer Gefühle, ihre Willensstärke und ihre überragende Gestaltungskraft aus der Einzigartigkeit der Landschaft und der Menschen ihrer Heimat.

Um so größer waren das Entsetzen und die Ablehnung, um so schmerzlicher die Empfindungen, die im April 1940 der deutsche Überfall auf Ihr Land und die Unmenschlichkeit der nachfolgenden Jahre auslösten.

Bischof Berggrav, den ich gekannt und verehrt habe, schrieb schon 1944: »Unsere Trauer über die böse Zeit werden wir überwinden, wenn wir den Blick weit genug in die Zukunft richten.«

Als wir Deutschen im vergangenen Jahr der vierzig Jahre gedachten, die der 8. Mai 1945 zurücklag, geschah es in aufrichtiger Erinnerung, aber auch im bewegenden und dankbaren Gefühl neu gewachsener guter und fester Beziehungen. Deutsche und Norweger begegnen sich heute mit freundschaftlichem Interesse für Land und Leute, für Sprache, Kultur und Wissenschaft.

Uns verbindet eine vertrauensvolle Zusammenarbeit. Sie beruht auf denselben Überzeugungen der demokratischen Lebensform, der sozialen Gerechtigkeit und der Herrschaft des Rechts.

Unser Verhältnis ist eingebettet in die gemeinsame Zugehörigkeit zum Atlantischen Bündnis. Zusammen mit unseren Partnern im Bündnis verfolgen wir eine Politik, in der Verteidigung und Entspannung untrennbar zusammengehören.

Von den Großmächten erwarten wir dringend notwendige Fortschritte in Abrüstung und Rüstungskontrolle. Auf der KSZE-Folgekonferenz in Wien werden wir dafür eintreten, die praktische Zusammenarbeit zwischen West und Ost zu verstärken. Dies ist für alle Europäer lebenswichtig, gerade auch für uns Deutsche, die wir die Teilung Europas, welche auch Deutschland teilt, besonders schmerzlich spüren. Der erfolgreiche Abschluß der Stockholmer Konferenz über Vertrauensbildung und Abrüstung in Europa hat uns ermutigt. Er hat uns gezeigt, daß geduldiges, sachliches Verhandeln seine Früchte tragen kann. Wir sind auf dem Wege zu mehr Vertrauen und Stabilität in Europa ein Stück weitergekommen. Damit ist eine wichtige Voraussetzung für baldige reale Fortschritte im Bereich der Abrüstung und Rüstungskontrolle geschaffen, die wir aus tiefster Überzeugung erhoffen und dringend brauchen.

Wir haben die norwegische Entscheidung gegenüber der Europäischen Gemeinschaft immer respektiert. Wir haben aber auch stets deutlich gemacht, daß Europa für uns nicht am Skagerrak endet. Wir begrüßen die enge Zusammenarbeit im Europarat und die dichten Kontakte zwischen Norwegen und der Europäischen Gemeinschaft.

Dies gilt auch für die Kooperation zwischen EG und EFTA. Achtzehn Staaten mit 350 Millionen Menschen wickeln hier untereinander ein Viertel des gesamten Welthandels ab und bilden weltweit die größte Freihandelszone.

Mit dem Erreichten dürfen wir uns aber nicht begnügen. Die Luxemburger Beschlüsse von 1984 sollen in eine neue Phase unserer Beziehungen überleiten, deren Ziel es ist, einen offenen und dynamischen Wirtschaftsraum zu schaffen und dabei unsere Zusammenarbeit um neue Bereiche zu erweitern.

Wie früher, so zieht es auch heute wieder viele meiner Landsleute in die Fjorde und Berge Norwegens. Es sind nicht nur die einzigartigen Naturschönheiten, die das Bild Ihres Landes bei uns bestimmen. Es sind die Menschen. Hilfsbereitschaft ist

Maßstab ihres Zusammenlebens. Fridjof Nansens Einsatz für Gefangene, Flüchtlinge und Hungernde ist überall in der Welt, vor

allem aber auch bei uns zu Hause, eine bleibende Erinnerung. Ich denke an jene Deutschen — wie Max Tau und Willy Brandt —, denen Ihr Land in schwieriger Zeit Sicherheit und Zuflucht gewährte. Mit Dankbarkeit erinnere ich mich daran, daß norwegische Familien bald nach dem Kriege deutsche Kinder — unter ihnen viele aus Berlin — aus Not, Trümmern und Ruinen zu unbeschwertem und erholsamen Ferien nach Norwegen eingeladen haben.

Für Max Tau, den ersten Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, ist in der Rückerinnerung späterer Jahre die Stadt Oslo zur Heimat geworden, weil, wie er sagte, »das Menschliche dort bewahrt wird und sich immer wieder entfaltet«. Nun freuen sich meine Frau und ich, als Ihre Gäste in Norwegen sein zu dürfen. Wir sind dankbar, auch die reichen Traditionen von Trondheim und das charaktervolle und wichtige Nord-Norwegen in Tromsö besuchen zu können.

Als Kind habe ich Norwegen kennen- und liebgelernt. Es ist zu lange her, als daß ich heute noch »takk for sist« sagen dürfte. Aber die norwegische Nationalhymne ist die erste, die ich — nächst meiner eigenen — kennengelernt und seither nie wieder vergessen habe.

Daran denke ich, wenn ich Sie jetzt bitte, meine Damen und Herren, mit mir das Glas zu erheben und auf die Gesundheit und das Wohl Seiner Majestät des Königs, auf das Wohl der Königlichen Familie, auf eine glückliche und friedliche Zukunft Norwegens und auf das Vertrauen zwischen unseren Völkern.

Empfang der Regierung auf Schloß Akerhus

Majestät,

Frau Ministerpräsidentin, meine Damen und Herren!

Für Ihre liebenswürdigen Worte der Begrüßung, Frau Ministerpräsidentin, in meiner eigenen Sprache möchte ich Ihnen von Herzen danken. Bitte sehen Sie mir nach, daß ich Ihnen nur in meiner eigenen Sprache danken kann.

Meine Frau und ich freuen uns, Ihr Gast an dieser historischen

Stätte sein zu dürfen. Es ist uns wohlbewußt, daß sie ein Stück norwegischer Geschichte ist. Sie erinnert an Fremdherrschaft und Unterdrückung, zuletzt in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts, vor allem aber auch an die Freiheitsliebe und den Widerstandswillen Ihres Volkes.

Ihre Einladung gibt mir die hochwillkommene Gelegenheit, zum Ausdruck zu bringen, welchen großen Wert die Bundesrepublik Deutschland einem festen Vertrauensverhältnis zu Norwegen beimißt. Wir werden die Erinnerung an das, was geschehen ist, gewiß nicht verdrängen. Nur in der Verantwortung für die Folgen der eigenen Geschichte kann ein gutes menschliches und politisches Verhältnis gedeihen.

Ich bin ganz besonders dankbar dafür, daß zwischen Norwegern und Deutschen auf allen Gebieten des Zusammenlebens neue, feste Bande gewachsen sind.

Auf der Grundlage gemeinsamer Werte und Interessen sind wir Partner im Nordatlantischen Bündnis. Unsere beiden Länder befinden sich in exponierter geostrategischer Lage. Dies erfordert besondere Anstrengungen, aber auch große Umsicht innerhalb und außerhalb des Bündnisses.

Mit hohem Respekt registriert die Bundesrepublik Deutschland die von Norwegen praktizierte, sehr verantwortungsbewußte Politik, auch gegenüber seinen nordischen Nachbarn.

Aus unserer Lage an den Grenzen des Westens gegenüber dem Osten erwächst unseren beiden Ländern ein waches Gefühl für das, was Sicherheit heute verlangt. Dazu gehört die Bereitschaft zur Verteidigung der eigenen Freiheit, aber auch die Verringerung der Gefahren im Zeichen der modernen Waffentechnologie.

Sicherheit für uns gibt es nur, wenn die andere Seite auch Sicherheit hat. Rüstungskontrolle, Abrüstung und Ost-West-Dialog sind notwendige Bestandteile einer verantwortlichen Sicherheitspolitik.

Mehr Vertrauen ebnet den Weg für Fortschritte in Abrüstung und Rüstungskontrolle. Wir hoffen daher, daß von dem KVAE-Ergebnis in Stockholm neue Impulse auch für die Verhandlungen in Genf und Wien ausgehen.

Das Ergebnis von Stockholm, zu dem unsere Regierungen mit den

anderen Bündnispartnern aktiv beigetragen haben, unterstreicht die Vitalität des KSZE-Prozesses. Auf dem bevorstehenden Folgetreffen in Wien kommt es darauf an, den Dialog in allen Bereichen, einschließlich der Sicherheitspolitik nachhaltig fortzuführen.

Der Reichtum Europas war immer seine Vielfalt. Das europäische Haus hat viele Wohnungen. Aber es ist ein Haus. Noch entspricht die Rolle Europas in der Welt nicht seinen Fähigkeiten, seinem Gewicht und seiner konkreten Verantwortung. Letzten Endes müssen wir lernen, uns selber zu helfen, wenn wir Herren unseres Schicksals in der Zukunft bleiben wollen.

Unsere beiden Länder können hierzu wichtige Beiträge leisten. Wir brauchen und bejahen beide ein gutes Verhältnis zu den Vereinigten Staaten. Eine verstärkte Rolle Europas wird dies nicht in Frage stellen, ganz im Gegenteil: Europa wird es in Wirklichkeit erst richtig befestigen.

Norwegen ist ein besonders bedeutsamer Eckpfeiler des freien Europa.

In der Bundesrepublik Deutschland freuen wir uns über das Engagement Ihres Landes für die politische Zusammenarbeit Europas. Wir begrüßen Ihre Überlegungen für eine engere wirtschaftliche Zusammenarbeit mit den Ländern der Europäischen Gemeinschaft. Wir sind dankbar für Ihr Interesse, das Sie auf dem Gebiet der Spitzentechnologie einer Bündelung des Könnens und der Erfahrungen europäischer Partner im Rahmen von EUREKA entgegenbringen.

Gemeinsam haben wir die Aufgabe, die Natur zu schützen, die Schöpfung zu bewahren, unseren Nachkommen eine menschenwürdige Erde zu übergeben. Die Gefahren für die Umwelt kennen keine nationalen Grenzen.

Die industrialisierten Länder haben hier eine besondere Verantwortung. Sie, Frau Ministerpräsidentin, haben dies gerade in Ihrer Rede vor der Generalversammlung der Vereinten Nationen besonders eindrucksvoll unterstrichen.

Es ist unsere Aufgabe, nachdrücklich auf ein höheres Maß an Gerechtigkeit in der Verteilung der Güter und der Lebenschancen in der Welt hinzuwirken.

Gerecht heißt, daß dies nicht ausschließlich nach unseren Prinzipien geschieht, sondern daß wir die Kultur und Lebensweise der ärmeren Länder achten und fördern lernen.

Schutz der Umwelt und Entwicklung sind dabei — worauf die Weltkommission für Umwelt und Entwicklung unter Ihrem Vorsitz immer wieder hinweist — untrennbare Zukunftsaufgaben der Menschheit.

Die bilateralen Beziehungen, so darf ich sagen, entwickeln sich gut. Die Bundesrepublik Deutschland ist Norwegens zweitgrößter Handelspartner. Mit dem Abkommen über Zusammenarbeit im Bereich von Industrie, Energie, Forschung und Technologie haben sich neue zukunftsweisende Perspektiven eröffnet.

Unsere Interessen an sicheren Energieressourcen begegnen dem norwegischen Austauschbedürfnis im Bereich der Forschung und Technik.

Unsere Zusammenarbeit ist nicht auf das Wirtschaftliche beschränkt. Der kulturelle Austausch umfaßt heute die ganze Breite des modernen Lebens.

Es erfüllt mich mit Dankbarkeit, daß norwegische Künstler und Schriftsteller zunehmend wieder in ihrem schöpferischen Wirken in mein Land hineinwirken und damit behutsam an eine alte Tradition anknüpfen. Die Zusammenarbeit Ihrer und unserer Universitäten ist gewachsen, ebenso der Studentenaustausch und das Stipendienprogramm.

Für das Programm meines Besuches bin ich Ihnen, Frau Ministerpräsidentin, aufrichtig dankbar. Oslo und Elverum, Trondheim und Tromsø geben uns einen vertieften Einblick in Ihre Geschichte und Gegenwart.

Es ist die feste Absicht der Bundesrepublik Deutschland, unsere Beziehungen mit Sorgfalt zu pflegen und nach Kräften zu vertiefen. Dies ist es, was mein Besuch zum Ausdruck bringen will.

Ich bitte Sie, meine Damen und Herren, mit mir das Glas zu erheben auf das Wohl Seiner Majestät des Königs, auf Ihr Wohl, Frau Ministerpräsidentin, auf eine glückliche Zukunft des liebenswerten norwegischen Volkes und auf die partnerschaftliche Freundschaft zwischen Norwegern und Deutschen in unserem gemeinsamen

Europa.

*Ansprache des Bundespräsidenten am Denkmal »des Königs
Nein« in Elverum am 26. September 1986*

Eure Majestät,

Mr. Fylkesmann, Herr Bürgermeister, meine Damen und Herren!

Es ist ein sehr bewegendes Erlebnis für mich, hier an diesem Denkmal zu stehen. Es ist wirklich keine Selbstverständlichkeit für Sie, einen deutschen Präsidenten einzuladen, hierherzukommen und einige Worte zu sprechen. Ich, wie auch alle anderen, die wir Ihre Gäste hier in Norwegen sind, waren zutiefst berührt von dem Vorschlag Eurer Majestät, Elverum gemeinsam zu besuchen.

Dieser Ort ist untrennbar mit Ihrer und unserer Geschichte verbunden. Es geschah hier, daß ein einfaches, klares und deutliches Wort, das »Nein«, ausgesprochen von Ihrem Herrn Vater, damals König von Norwegen, Geschichte machte. Es war ein zutiefst persönlicher Ausdruck seines Verantwortungsgefühls, aber zugleich drückte er unmißverständlich den Willen seines Volkes aus. Der König sprach für Norwegen und bezeugte vor der ganzen Welt, was die Liebe zur Freiheit bedeutet, wenn sie durch überlegene Kräfte herausgefordert wird. Kein Mensch und gewiß kein Deutscher kann hierher kommen ohne ein tief empfundenes Gefühl der Ehrfurcht und ohne eindringlich über die Vergangenheit nachzudenken. Das »Nein«, ausgesprochen von König Häkon, wird in der Geschichte herausragen als ein Gedenken an die ewige Würde des Menschen und die Unabhängigkeit eines Volkes.

Aber Ihre Worte, Mr. Fylkesmann, rufen nicht nur frühere Zeiten in Erinnerung. Sie sind zugleich ein Ausdruck der Vertrauens. Unsere Völker sind einen langen Weg seit jenen Tagen gegangen. Unsere Beziehungen sind durch eine enge Zusammenarbeit gekennzeichnet. Unsere gemeinsamen Werte und Überzeugungen sind wieder entstanden. Die Tatsache, Eure Majestät, daß wir hier heute nebeneinanderstehen, ist ein Beweis, sowohl für unsere

Verpflichtung als auch für unser gegenseitiges Vertrauen. Gestatten Sie mir, Ihnen meinen aufrichtigen Dank dafür auszusprechen.

Übersetzung der englischsprachigen Ansprache: Gisela Herrmann

Friedrich der Große — zur Bewährung auf freiem Fuß

Das Gedenkjahr zum 200. Todestag des Preußenkönigs Friedrichs II. geht zu Ende. In beiden Teilen Deutschlands hat man diese historische Persönlichkeit unterschiedlich gewürdigt. Daß man es mit dem »Erbe Preußens« dabei nicht ganz leicht hat, ist allenthalben erkennbar. Was einem dänischen Historiker, Prof. Dr. Oie Feldbæk, dabei auffiel, sollte auch uns interessieren. Der Name Preußen hat in Dänemark, besonders aber in Nordschleswig, keinen guten Klang. Die »Preußenzeit« Nordschleswigs (»projser tiden«) von 1864 bis 1920 hat im dänischen Bewußtsein tiefe Spuren hinterlassen. »Projser« (»Preuße«) ist das Schimpfwort, mit dem man heute noch in unserem Nachbarland anmaßend auftretende Deutsche gelegentlich belegt. Dagegen werden Ansätze zu einer differenzierten Beurteilung Preußens und seiner Symbolfigur Friedrichs II. in Oie Feldbæks Beitrag deutlich, der zuerst in der linksliberalen dänischen Tageszeitung »Politiken« (Auflage 154.000) am 10. Oktober 1986 unter der Überschrift »200-årig prevelosløst« erschien.

Wir danken dem Verfasser und »Politiken« für die freundliche Genehmigung des Abdrucks. — Das Bildmaterial wurde durch die Redaktion zusammengestellt. Die Übersetzung besorgte Eckhard Bodenstein.

Die Redaktion

Am 17. August, vor zweihundert Jahren, starb König Friedrich II. auf seinem geliebten Rokokoschloß Sanssouci. Dieses Tages vor zweihundert Jahren wurde mit ehrgeizigen Ausstellungen gedacht: eine ostdeutsche in der alten preußischen Garnisonsstadt Potsdam unweit von Berlin und eine westdeutsche Ausstellung im Sommerschloß der Hohenzollern, Charlottenburg in Westberlin.

Diese beiden Ausstellungen sind bemerkenswert, denn sie beleuchten schonungslos die geistigen Konflikte und Verdrängungen, die sich so lange Zeit nach dem Tod dieses alten Störenfriedes mit Friedrich dem Großen verbinden: die Zeit seiner Herrschaft und sein langer Schatten über zwei Jahrhunderten deutscher und europäischer Geschichte.

Als Erbe übernahm er ein äußerst diszipliniertes Heer und eine gefüllte Schatzkammer. Gleich bei seiner Thronbesteigung 1740 investierte er dieses Erbe in die Eroberung der reichen Provinz Schlesien, die Preußen zu einer europäischen Großmacht aufsteigen ließ. Fünfzehn Jahre kräftezehrender Kriege und

eine von der harten und kalten Staatsräson diktierte Außenpolitik sicherten ihm die Beute — und damit Preußens Großmachtstellung. In den folgenden zwanzig Jahren des Friedens baute er die preußische Bürokratie auf, die sich nicht nur durch Effektivität und Unbestechlichkeit, sondern auch durch blinden Gehorsam gegenüber dem Hause Hohenzollern auszeichnete.

Schon diese Ergebnisse seiner mehr als 45 Jahre andauernden Regierungszeit begründeten das faszinierte Interesse an Friedrich dem Großen, zu seiner Zeit wie in den folgenden Jahrhunderten. Seine politische Bedeutung reichte weit über das 18. Jahrhundert hinaus, einerseits aufgrund der besonderen preußischen Mentalität, die er geschaffen hatte, andererseits aufgrund eines Friedrich-des-Großen-Mythos, aus dem seine Nachfolger bewußt politisches Kapital schlugen. Obwohl er selber, der in der Vernunftbetonten Aufklärung und in der französischen Kulturtradition des 18. Jahrhunderts aufgewachsen war, der zeitgenössischen deutschen Literatur und dem aufkeimenden deutsch-preußischen Nationalgefühl verständnislos und negativ gegenüberstand, diente er dem neuen Preußen, das nach den napoleonischen Kriegen entstand, als politische und geistige Leitfigur. Verherrlichende Berichte in Schulbüchern über seine Siege und Anekdoten über die Volkstümlichkeit und Herzenswärme hinter der »rauen Schale« dieses in Wirklichkeit ganz und gar unvolkstümlichen Alleinherrschers machten ihn zu einem einenden historischen Symbol im Preußen des 19. Jahrhunderts.

Das Erbe Friedrichs des Großen schuf die Grundlage für Bismarcks Preußen und dessen siegreiche Kriege gegen Dänemark, Österreich und Frankreich, was 1871 darin gipfelte, daß sich König Wilhelm I. von Preußen im Spiegelsaal von Versailles zum deutschen Kaiser ausrufen ließ.

Im Ersten Weltkrieg war es sein Geist und sein Vorbild, das der deutschen Zivilbevölkerung und den deutschen Soldaten als leuchtendes Beispiel vorgehalten wurde. Die Niederlage und die Auflösung des Kaiserreichs konnte dies allerdings nicht verhindern. Aber die bürgerlichen und sozialdemokratischen Politiker der Weimarer Republik übernahmen ein Staatsschiff mit preußischem Ballast. Die junge Republik sah sich nämlich konfrontiert mit etwas so Unpreußischem wie einem verlorenen Krieg. Hinzu kamen unübersehbare Reparationen und ein soziales und wirtschaftliches Chaos. In dieser jungen Republik war das Offiziercorps weiterhin durchdrungen von preußischem Geist und Vasallentugend sowie ohne Loyalität gegenüber der neuen Demokratie. Wer immer »den alten Fritz« auf sein Panier schrieb, konnte sich der Loyalität und Gefolgschaft großer Teile des Heeres, der Beamtenschaft und der Schulen gewiß sein.

Dies erkannten Hitler und seine Partei. Die verherrlichenden Filme über Friedrich den Großen, die bereits in den 1920er Jahren produziert worden waren,

wurden deshalb von den Nazis in einer suggestiven Form weitergeführt, die die Nationalsozialisten als die wahren Erben Preußens und des »Zweiten Reichs« erscheinen ließen. Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, wurde der Mythos Friedrichs des Großen rücksichtslos von Goebbels und seinem Reichspropagandaministerium ausgenutzt, um Deutschlands Krieg zu rechtfertigen. Und als sich das Kriegsglück wendete, begründete man hiermit ein desperates ziviles und militärisches »Durchhalten«, indem man hervorhob, daß das Preußen Friedrichs des Großen 1762 durch ein Wunder gerettet wurde: durch den Tod seines Hauptgegners, der Zarin Elisabeth.

Als die Rote Armee im April 1945 bereits in Berlin kämpfte, war der einzige Kunstgegenstand, den Hitler mit in den Bunker tief unter der Reichskanzlei nahm, ein Porträt Friedrichs des Großen. Und die wie ein Wunder klingende Nachricht am 2. April vom Tod des US-Präsidenten Roosevelt gab Anlaß zu einem letzten, sinnlosen Optimismus.

Das Deutschland, das im Frühjahr 1945 zusammenbrach, hatte sich so demonstrativ mit Friedrich dem Großen und dem alten Preußen verbunden, daß dies zwangsläufig weitreichende Konsequenzen für das Bild dieses Königs haben mußte, und zwar sowohl östlich als auch westlich jenes Eisernen Vorhangs, der jetzt Deutschland teilte.

In den ersten Nachkriegsjahren bedeutete dies für West- wie für Ostdeutschland, daß Friedrich der Große und Preußen und alles, was dies symbolisierte, gleichsam nicht vorhanden waren. Dies galt jedenfalls öffentlich und offiziell. Hier standen beide Teile Deutschlands vor dem gleichen Problem: wie konnte man die letzten zweihundert Jahre deutscher Geschichte verdrängen oder zumindest neu bewerten? Für Ostdeutschland stellten sich besonders ideologische Probleme. Wie sollte sich das kommunistische Regime zu jener Phase des deutschen Feudalismus verhalten, dessen Exponent das Preußen Friedrichs des Großen war? Und wie sollte es sich zu einer historischen Gestalt verhalten, die alle Ostdeutschen zu Hause und in der Schule als bedeutende geschichtliche Persönlichkeit betrachtet hatten, deren Namen sie täglich an Gebäuden, auf Straßen und an Denkmälern vor Augen hatten? Diesem Problem stellten sich die beiden Teile Deutschlands unterschiedlich. Für den ostdeutschen Teil war das Problem besonders groß und äußerst kompliziert. Aber auch die Lösungsversuche waren hier besonders interessant.

1950 ließ Walter Ulbricht das monumentale Reiterstandbild Friedrichs des Großen »Unter den Linden« entfernen. 1980, dreißig Jahre später, wurde das Standbild wieder aufgestellt. Auf Anweisung von Parteichef Honecker. Man kann getrost von der Annahme ausgehen, daß er hiermit keinem plötzlichen Hinfall folgte. Vielmehr handelte es sich um eine politische, sehr bewußte Strategie und

Teil seiner graduellen und vorsichtigen Neuorientierung in Richtung auf eine größere Offenheit gegenüber der Vergangenheit. Also das Bemühen, den DDR-Bürgern das Recht auf eine Geschichte auch vor dem Schicksalsjahr 1945 zuzugestehen. Realistisch erkannte das Regime, daß man die Vergangenheit nicht verdrängen und eine Gestalt wie Friedrich den Großen nicht totschweigen kann. Warum sollte man es nicht mit einer vorsichtigen Öffnung versuchen? Gleichzeitig konnte man Einfluß auf das historische Bewußtsein nehmen, das auch in der DDR zur politischen Realität gehört.

Die ostdeutsche Gedenkausstellung in Postdam im Neuen Palais Friedrichs des Großen kann als eine Etappe auf diesem Wege der Neuorientierung betrachtet werden. Die offizielle Haltung des Regimes zum König ist weiterhin negativ: »Seine Außenpolitik, die darauf gerichtet war, die Macht des eigenen Herrscherhauses zu vergrößern, und seine despotische Regierungsform zeigten, daß er nicht dem Volk diente, sondern es gemeinsam mit der Aristokratie ausnutzte. Preußen war nicht ein Land mit einem Heer, vielmehr war es ein Heer mit einem Land und gleichzeitig ein Beispiel für Unterdrückung, Willkürherrschaft und Massenelend.«

Im gleichen Atemzug betont das Regime jedoch, daß die Kunstwerke der Vergangenheit Zeugnis ablegten von den humanistischen Idealen und dem hohen künstlerischen Niveau der deutschen Kultur. Diese Kunstwerke wurden von dem ausgebeuteten Volk bezahlt, und »die Erhaltung und Pflege des kulturellen Erbes ist charakteristisch für den sozialistischen Staat«.

Die Ausstellung im Neue Palais wurde ohne die Teilnahme der politischen Führungsspitze eröffnet. Und mit Sicherheit ist das Thema der Ausstellung gut durchdacht. Es ist keine Ausstellung über Friedrich den Großen. Die Ausstellung heißt »Friedrich II. und die Kunst«. Das offizielle Ostdeutschland nimmt es damit hin, die Person Friedrichs des Großen in den Mittelpunkt zu stellen, obwohl man auch eine ganz andere Überschrift wie z. B. »Die Kunst zur Zeit Friedrichs II.« hätte wählen können. Andererseits beschränken sich die Veranstalter mit aller Vorsicht auf ein politisch kaum umstrittenes Thema: die Kunst. Daß spätere Zeiten den König benutzt und mißbraucht haben, erwähnt die Ausstellung mit keinem Wort.

Mit der großen Preußen-Ausstellung in Westberlin hatte sich bereits 1981 auf westdeutscher Seite eine bemerkenswerte Öffnung vollzogen. Aber hinter der Ausstellung von 1986 spürt man immer noch ein gewisses Maß an Zurückhaltung, wenn auch auf anderer Ebene und in einer anderen Perspektive. Die Hauptperson heißt demnach nicht »Friedrich II.«, und die Ausstellung ist thematisch nicht begrenzt.

Die Ausstellung heißt ganz einfach: »Friedrich der Große«. Sie wurde von Bundespräsident von Weizsäcker eröffnet, der in seiner Rede den König als einen Vertreter eines aufgeklärten Absolutismus und als Reformator bezeichnete.

Die Absicht der Ausstellung entspricht ihrer Überschrift. Sie will das ganze Leben des Königs schildern, von der Wiege bis zum Grab. Vom Fürstenmilieu und den Eltern über die Kinderjahre und die Zeit als Kronprinz bis hin zu den Kriegen und der Außenpolitik der ersten fünfzehn Regierungsjahre. Danach geht es um die bedeutende Rolle des Königs bei der Reform des Rechtswesens, bei der Urbarmachung, beim Kanalbau, in der Industrie und in Kunst und Kultur. Die Ausstellung schließt mit dem traditionsreichen Bild des »Alten Fritz« mit seinen Hunden in den letzten einsamen Jahren auf Sanssouci. Es handelt sich um eine sorgfältig durchdachte und gut aufgebaute Darstellung, die in Übereinstimmung mit dem erklärten Ziel, ein Gesamtbild Friedrichs des Großen zu vermitteln, verständlicherweise auch dem König als Feldherrn und Politiker breiten Raum gibt.

Aber die Ausstellung will mehr. Sie will auch die Darstellung Friedrichs des Großen in der Kunst der folgenden Zeit beleuchten. Dies ist an sich eine einleuchtende Überlegung, zumal Friedrich der Große ebenso wie jede andere historische Gestalt nie etwas anderes sein kann als die Auffassung, die spätere Historiker und Künstler von ihm haben.

Auf diesem wichtigen Gebiet versagt allerdings die Ausstellung. Und das liegt an der extremen Vorsicht der Arrangeure. Sie haben sich dazu entschlossen, nur den halben Weg zu gehen — wohlgerne die sichere Hälfte. Sie zeigen lediglich Werke von deutschen Geschichtsmalern des 19. Jahrhunderts, die das Leben des Königs in Krieg und Frieden positiv schildern. Dazu gehören Adolf von Menzels großartige Skizzen zu den bekannten Gemälden von Friedrich dem Großen aus den Jahren um 1850, von denen eine ganze Reihe im Zweiten Weltkrieg verloren ging. Aber das Bild des Königs in der widersprüchlichen Bismarck- und Kaiserzeit zeigt die Ausstellung nicht. Und sie zeigt nichts über die Darstellung Friedrichs des Großen im Dritten Reich.

Die ostdeutschen Arrangeure haben sich mit ihrer bewußten Begrenzung der Ausstellung von vornherein der Kritik entzogen: sie wollten die verschiedenen Auffassungen von Friedrich dem Großen verschweigen oder verzerren. Die westdeutschen Arrangeure haben sich dagegen diesem Thema gestellt, um es in dem Augenblick wieder zu verlassen, wo es politisch problematisch wird. Nun sollten wir uns darüber nicht unnötig aufregen. Beide Teile Deutschlands stehen vor dem Problem, sich mit einer schmerzlichen Vergangenheit auseinanderzusetzen. Jeder, der dies verstehen möchte, wird auch begreifen, welche Fragen diese Seite der Auffassung Friedrichs des Großen aufwirft.

Aber die Art und Weise, wie die westdeutschen Arrangeure diese selbstgewählte Themenstellung behandelt haben, hat zu einer bewußten Verzerrung der Geschichte geführt. Die Alten, die die Ausstellung besuchen, wissen dies natürlich. Aber sie schweigen. Die Jungen läßt man unwissend. Es ist dies die Schuld der Veranstalter, deren erklärtes Ziel es gewesen war, eine Vergangenheit darzustellen und zu erklären, zu der jeder Deutsche bewußt oder unbewußt Stellung bezieht.

Das Verschweigen und Verdrängen der Vergangenheit ist keine spezifisch deutsche Erscheinung. Dies hat es immer gegeben und wird es immer geben. Auch in Skandinavien. Noch bis vor zwanzig Jahren war es üblich, daß sich norwegische Historiker auf die Zeit vor 1412 und nach 1814 konzentrierten und es bewußt vermieden, sich mit der »vierhundertjährigen Nacht« zu beschäftigen, als der König von Dänemark gleichzeitig König von Norwegen war.

Dänische Historiker taten nur widerwillig ihre Pflicht, wenn sie die tausendjährige tiefgehende deutsche Beeinflussung der dänischen Kultur und Gesellschaft erwähnten. Aber sie taten es unwillig und ohne Überzeugung. Und obwohl man unseren eigenen König Christian IV. nicht gerade als besonders umstrittene historische Persönlichkeit bezeichnen kann, wird es sicher Anlaß zum Nachdenken geben, welches Bild dieses beim Volk beliebten »ewigen Verlierers« die dänischen Museen und Verlage zeichnen werden, wenn sich 1988 seine Thronbesteigung zum 400. Male jährt. Andererseits ist die Vergangenheit als Problem der Gegenwart von ganz besonderer Bedeutung in den beiden Teilen Deutschlands. Und wie die Deutschen versuchen, dieses Vergangenheitsproblem zu lösen, das geht nicht nur die Deutschen selber an. Das betrifft auch entscheidend ihre Nachbarn. Zweihundert Jahre nach seinem Tod stellen die deutschen Auffassungen von Friedrich dem Großen in verdichteter Form das Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart dar.

Das Gericht der Geschichte ist kein Standgericht. Es ist ein langes Gerichtsverfahren mit Plädoyers der Ankläger und der Verteidiger. Bis auf weiteres ist der Zweihundertjährige auf freiem Fuß. Niemand rechnet mit einer endgültigen Amnestie. Zu erwarten ist jedoch, daß die »Freilassung auf Bewährung« in eine »Freilassung auf unbegrenzte Zeit« umgewandelt wird.

Schleswig-holsteinische Heimatschutz- Architektur in den 20er Jahren

1. Wesen und Ziele der Heimatschutzbau-Architektur

Die architektonische Entwicklung in Schleswig-Holstein erlebte in den ersten zehn Jahren nach Ende des Ersten Weltkrieges eine besondere Hochblüte, obwohl die schlechte wirtschaftliche Situation dieser Zeit eher das Gegenteil vermuten ließe. Zurückzuführen ist das in erster Linie auf die über den Krieg hinaus weiterwirkenden Einflüsse der Heimatschutzbewegung.

1904 war es in Dresden unter Führung von Ernst Rudorff und Paul Schultze-Naumburg zur Gründung des »Deutschen Bundes Heimatschutz« gekommen, in dessen Satzung folgende Ziele zu lesen sind:

I.

den Schutz der Natur: Schutz der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt sowie der geologischen Eigentümlichkeiten (Pflege der Naturdenkmäler); Schutz der Eigenart des Landschaftsbildes,

II.

den Schutz und die Pflege der Werke: Schutz der aus früheren Zeiten überkommenen Werke, der Bauten, beweglichen Gegenständen, Straßen- und Flurnamen (Denkmalpflege); Pflege und Fortbildung der überlieferten ländlichen und bürgerlichen Bauweise, der Volkskunst auf dem Gebiet der beweglichen Gegenstände, der Sitten, Gebräuche, Feste und Trachten.¹

Die Heimatschutzbewegung hat im Bereich der Architektur eine intensive Entfaltung erfahren. Einer ihrer wichtigsten Fürsprecher und Wegweiser war der Flensburger Museumsdirektor und spätere (ab 1921) Direktor des Kieler Thaulow- Museums, Ernst Saueremann. In seinem Bildband »Aus Flensburgs alten Tagen« von 1910 schreibt er:

Das Interesse für gute, volkstümliche Bauweise, die auch mit ganz einfachen Mitteln geschmackvolle Lösungen zu zeitigen vermag, ist heute ganz allgemein im Erwachen. Die geschmacklosen baulichen Verirrungen, die seit einigen Jahrzehnten auch hier im Lande das charaktervolle Bild in den Städten und ganze Dorf schäften gewandelt haben, öffneten längst dem Einsichtigen die Augen dafür, daß eine Reform unserer heimischen Bauweise nur zu erhoffen sei durch eine innere Gesundung unserer Anschauung in dem, was »geschmackvoll« bauen besagen will... Das Bedürfnis, von der unechten und protzigen Scheinar-

chitektur abzulassen und zurückzugreifen auf eine vom Grundriß aus sich entwickelnde und durchaus echte und gesunde Bauweise, die aus dem Handwerk erwächst, ist heute ein allgemeines.²

In vielen öffentlichen und privaten Bauten, die in Schleswig-Holstein, besonders im Landesteil Schleswig, zwischen 1920 und 1930 entstanden, spiegeln sich diese Grundauffassungen wieder. Mit einfachen Mitteln ästhetisch und funktional gute Lösungen zu erzielen, das war das Ziel, welches Sauer mann zusammen mit anderen Vertretern der Heimatschutzarchitektur anstrebte. Konkret bildeten sich in den Jahren nach 1904 folgende Kriterien für Heimatschutz-Bauten heraus:

- Die Gebäude sind aus jeder möglichen Perspektive ansehnlich; »Fassadenarchitektur« wird abgelehnt;
- leitmotivisch wiederholen sich innen und außen an den Gebäuden bestimmte Formen und deren Fügungen;
- die insgesamt sparsam verwendeten Schmuckformen haben untereinander formale sowie inhaltliche Beziehungen und weisen einen relativ hohen Abstraktionsgrad auf;
- das Rotziegelmaterial wird zur makrostrukturellen Flächengliederung und ornamentalen Gestaltung benutzt;
- die verwendeten Ornamente, Dekorationsmalereien und Glasfenster verweisen dezent auf Volkskunstmotive, zeitgenössische Kunstströmungen wie Jugendstil, Neue Sachlichkeit und Art Deco und regionaltypische Kunstformen gleichermaßen;
- auf der Grundlage traditioneller und zeitgenössischer Gegebenheiten werden neue Gestaltungsprinzipien für Architektur sukzessive entwickelt;
- alles Ornamentale entwickelt sich organisch aus dem Baulichen heraus, ohne zum aufgesetzten, unverbundenen Anhängsel zu werden.³

Sauer mann umschreibt diese Auffassung von Architektur allgemein mit folgenden Worten;

Man ist auf dem Wege, von innen heraus wieder eine neuzeitliche und gute Architektur zu entwickeln, indem man die Zweckform pßegt und auf alles verzichtet, was überflüssiges Beiwerk heißt. Man ist auch auf dem Wege, in sorgfältiger Pflege der Techniken wieder mit handwerksgerechten Mitteln künstlerische Wirkungen zu erreichen.⁴

Der Schleswig-Holsteinische Landesverein für Heimatschutz gab einen »Baukatechismus in Bildern« heraus, der Bauherren, Architekten und Handwerkern als Hilfe bei der Planung und Durchführung dienen sollte. In der Einleitung zu die-

sem Katechismus heißt es:

In Deutschland hat jeder Volksstamm im Laufe der Jahrhunderte eine seinem Wesen, seinen Sitten und Gewohnheiten entsprechende Bauweise ausgebildet. Diese Bauweisen zeigen noch in den einzelnen Landschaften örtliche Verschiedenheiten infolge der Mannigfaltigkeit der wirtschaftlichen Bedürfnisse, des Klimas und der Baustoffe, die die Gegenden boten. Die alte Bauweise einer Landschaft ist nichts willkürlich Erfundenes, sondern das Ergebnis einer über viele Jahrhunderte sich erstreckenden Entwicklung vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren.⁵

Im Sinne des Heimatschutzgedankens wirkten in den 20er Jahren auch außerhalb Schleswig-Holsteins viele Architekten in Deutschland. Einer von ihnen war Maximilian von Goldbeck aus Berlin.

2. Schleswig-Holsteinisches Jahrbuch für 1927:

»Die neue Baukunst in Schleswig-Holstein«

Im Schleswig-Holsteinischen Jahrbuch für 1927, als »Schleswig-Holsteinischer Kunstkalender« im Jahre 1927 herausgegeben von Ernst Sauer mann, ist ein einführender Artikel von Maximilian von Goldbeck abgedruckt. Er trägt den Titel »Einführung in das architektonische Sehen«. Diese Abhandlung vermittelt ein sehr anschauliches Bild heimatschutzorientierter Architekturauffassung. Um einen möglichst unmittelbaren Eindruck dieser Denkrichtung zu geben, werden im folgenden die entsprechenden Passagen gekürzt im Wortlaut wiedergegeben. Zur Veranschaulichung sind jeweils Abbildungen aus dem Artikel beige fügt. Zunächst werden architekturkritische Anmerkungen und allgemeine Ausführungen zur Wahrnehmung der gebauten Umwelt gemacht:

Während die vergangenen Bauperioden ungefähr bis zur Hälfte des 19. Jahrhunderts mehr oder minder Verständnis für die vorhandenen Baugedanken, immer aber den Willen zur Anpassung an Vorhandenes zeigten, läßt die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, diese Zeit ärgster architektonischer Verwirrung, jede Rücksicht auf Vorhandenes fallen. Sie setzt neben ein Landhaus ein vierstöckiges Mietshaus, neben ein altes Architekturwerk von zierlichem Maßstab einen Fabrikkasten und so fort.

Gerade die architektonischen Eindrücke unseres täglichen Lebens gehen in viel geringerem Maße von einzelnen Gebäuden als von der Summe solcher aus, und auch dort, wo ein Gebäude ganz besonders im Mittelpunkt unseres Interesses steht, werden wir es im allgemeinen zunächst zusammen mit seiner Umgebung erfassen, bis es bei immer stärkerem Näherkommen schließlich ganz

allein unser Gesichtsfeld ausfüllt.

Dann wird darüber berichtet, wie wir die Straße in einem Ort erleben. Auch diese Bemerkungen enthalten kritische Gedanken zur Architektur der damaligen Zeit:

Die meisten Menschen werden von den Straßen, durch die ihr täglicher Gang sie führt, kaum noch Eindrücke empfangen; sie versperren sich in unbewußter Notwehr gegen Bilder, die das Auge beunruhigen oder verletzen. Manchem aber, der in einem Ort mit gut erhaltenen alten Straßen wohnt, wird der Gang durch eine solche zu einer unentbehrlichen täglichen Gewohnheit geworden sein. Gerade da wir Straßen so oft durchwandern und so weite Strecken in ihnen zurücklegen, müssen sie ruhige, einheitliche Eindrücke vermitteln und unter Vermeidung einer zu starken Anhäufung von Motiven doch für einen ständigen Wechsel des Bildes sorgen.⁸

Goldbeck kommentiert einen typischen Straßenraum der Gründerzeit mit folgenden Worten:

Wohin das Auge auch blickt, nirgends wird es durch große durchlaufende Linien weitergeleitet, nirgends erlebt es eine rhythmische Bewegung durch sich wiederholende gleiche Motive; vergebens sucht der Blick einen markanten Richtungspunkt für den in unabsehbare Weite sich verlierenden Straßenzug,⁹

Als positives Gegenbeispiel wählt er eine Gasse aus Lüneburg:

Die Häuser dieser Gasse in Lüneburg sind einfachster Art und sicher ohne jeden Anspruch auf künstlerischen Wert errichtet, und doch vermögen sie durch ihre Gleichartigkeit, durch die großen zusammenhängenden Flächen und das in gleicher Höhe befindliche Hauptgesims in uns das Gefühl der Ruhe und Zufriedenheit hervorzurufen, das durch den Abschluß der Sicht, durch Schwingung der Straße noch erhöht wird.¹⁰

Es folgt ein Kapitel über die Anlage von Plätzen. Gegenübergestellt werden wiederum eine Gründerzeitgestaltung und die (damalige) Ansicht des Kieler Altmarktes.¹¹

Als Beispiel für die Wirkung einzelner Gebäude werden dann zwei alte (inzwischen nicht mehr vorhandene) Flensburger Treppengiebelhäuser kommentiert. Auch hier geht es dem Autor um das harmonische Zusammenspiel der Formen und die Einheitlichkeit im Erscheinungsbild:

Der einfache Umriß der beiden Häuser wird vom Auge ohne Schwierigkeit erfaßt; die wichtigste Vorbedingung für eine monumentale Wirkung ist hiermit erfüllt. Die Behandlung der Fläche ist zurückhaltend und einheitlich; die aufstei-

gende Linienbewegung des Giebels klingt in ihr durch die nach der Mitte zunehmende Höhe der Spitzbogenblenden nach. Die Steigung der Straße kommt in der schrägen Giebellinie des seitlichen Anbaues des linken Hauses zum klaren Ausdruck. Gleichzeitig führt diese in verstärktem Maße das Auge zu der Spitze des Giebels.¹²

Es war jedoch keineswegs so — insbesondere in den ländlichen Regionen — daß sich diese Vorstellungen von Bauen und Wohnen ohne Schwierigkeiten in der Bevölkerung durchsetzten. Die überkommenden Auffassungen der Gründerzeitbauweise als Fassadenarchitektur waren überall noch stark verwurzelt. So klagt beispielsweise der Regierungsbaumeister Oelker aus Flensburg im Jahre 1927:

Wohl keiner, der mit Bauberatung auf dem Lande zu tun gehabt hat, ist von schweren Enttäuschungen bewahrt geblieben. Der Bauer ist konservativ. Als in den siebziger Jahren die einem überspannten Selbstbewußtsein und einer mit ihr Hand in Hand gehenden beispiellosen Gemütsverarmung entsprungene bombastische Talmiarchitektur unsere Städte zu verheeren begann, blieb das Land noch lange... frei von diesem Gift. Erst mit der zunehmenden Erschließung des flachen Landes durch Eisenbahnen und Automobile hat sich dieser Geist künstlerischen Hochstaplertums mehr und mehr auch in den Gegenden breit gemacht, die bis dahin an der guten alten Baugesinnung treu festgehalten hatten. Alle Bestrebungen künstlerisch interessierter Kreise und Verbände, alle Bemühungen zur Bau- und Heimatpflege berufener Personen, diese Bewegung aufzuhalten, sind so gut wie erfolglos geblieben. Wer das bezweifelt, möge einmal eine Rundfahrt durch die geschlossenen Landgebiete des nördlichen Schleswig machen. Er wird mit Erschrecken wahrnehmen, daß diese Gegenden, die noch vor zwei Jahrzehnten, zum Teil noch vor wenigen Jahren, Oasen waren in der Wüste architektonischer Verödung, im Begriff sind, in künstlerischer Beziehung rettungslos verlorenzugehen,¹³

Die Bauverwaltungen und allgemeinnützigen Organisationen in den Städten konnten sich da eher um beispielhafte Architektur im Sinne des Heimatschutzgedankens bemühen. Deshalb finden wir heute auch nur wenige Heimatschutz-Privatbauten in Schleswig-Holstein.

Die »Heimstätte Schleswig-Holstein G.m.b.H. in Kiel« stellte 1927 den Prototyp

für ein Doppelwohnhaus vor. Dieses sollte eine öffentlich geförderte Alternative zu den Mietskasernen sein, in denen die Organisation »Heimstätte« keine »gesunde Wohnungswirtschaft« sehen konnte.

Aufgabe der Heimstätte war es, dem Bauherren zum einen bei der Finanzierung seines Hauses behilflich zu sein, zum anderen billige und sachgerechte Baustoffe zu liefern und »als sparsam und praktisch anerkannte(n) Typenentwürfe« zur Verfügung zu stellen. Von entscheidender Bedeutung war dabei die Beschäftigung künstlerisch versierter Architekten durch die »Heimstätte«. Dieses wurde in einem Artikel von Dr. Ing. Grabbe aus Kiel folgendermaßen begründet:

*Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Kleinwohnungsbau vor dem Kriege zum ganz überwiegenden Teil ohne Mitwirkung von Baukünstlern durchgeführt worden ist und daß etwa 90 bis 95 v. H. aller damaligen Kleinwohnungsbauten nicht von Architekten entworfen sind. Heute, wo die Mittel viel geringer sind als vor dem Kriege, und infolgedessen die Bautätigkeit nur einen Bruchteil der Vorkriegsbautätigkeit ausmacht, ist es unter allen Umständen notwendig, daß die wenigen Bauten, die jetzt zur Durchführung kommen, auch in gesundheitlicher, wirtschaftlicher und baukünstlerischer Hinsicht durchaus einwandfrei gestaltet werden.**

Der Typenentwurf für das Doppelwohnhaus zeigt eine in typischer Manier des frühen Heimatschutzbaustils rustizierte Backsteinfassade mit stark unterteilten Fenstern, barockähnlich ausgestalteten Türen und einem Krüppelwalmdach mit zwei Dachhäuschen mit Dreiecksgiebelabschluß — eine einfache, aber gefällige Lösung, die jedes gängige Reihenhäuser heute ästhetisch in den Schatten stellen würde.

Einige besonders bemerkenswerte Gebäude aus Stadt und Land sollen anschließend hier vorgestellt werden — Gebäude, an denen die Stilprinzipien der Heimatschutzarchitektur abzulesen sind.

Alle diese Bauten erscheinen in dem Schleswig-Holsteinischen Jahrbuch für 1927, das unter dem Titel »Die neue Baukunst in Schleswig-Holstein« erschien, als Abbildungen.

Trotz der gemeinsamen Grundlage sind die Erscheinungsformen sehr verschieden. Kennzeichen der Heimatschutzarchitektur ist die hohe Variationsbreite sparsam eingesetzter Grundelemente. An einigen dieser Häuser kann man das Formenrepertoire des Schleswig-Holsteinischen Barock wiedererkennen. Aber auch die kulturellen Strömungen der 20er Jahre — Neue Sachlichkeit und Art

Deco — haben sich in so manchem Bau niedergeschlagen.

ANMERKUNGEN

- 1 Ulrich Schulte-Wülwer: Ernst Sauer mann und die Anfänge der Heimatschutzbewegung in Flensburg, in: Kahr mann/Schulte-Wülwer, Flensburg um die Jahrhundertwende und heute, Heide 1984, S. 16.
- 2 Ernst Sauer mann: Aus Flensburgs alten Tagen — Zweites Heft der Folge: Kleinstadt-bilder aus Schleswig-Holstein, Altona-Ottensen 1910.
- 3 Vgl.: Klaus-Ove Kahr mann, Die Gebäude der Schule, in: Auguste-Viktoria-Schule Flensburg 1886-1986, Kleine Reihe der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte, Heft 13, S. 69-70.
- 4 Ernst Sauer mann: Zum Geleit, in: Schleswig-Holsteinisches Jahrbuch für 1927, als »Schleswig-Holsteinischer Kunstkalender« begründet und herausgegeben von Dr. Ernst Sauer mann, Die neue Baukunst in Schleswig-Holstein, Hamburg 1927, o. S.
- 5 Das Bauen auf dem platten Lande und in den kleinen Städten Schleswig-Holsteins; Baukatechismus mit Bildern, 3. Auflage o. J., S. 3.
- 6 Baukatechismus, a.a.O., S. 11, 20, 30.
- 7 Maximilian von Goldbeck, Einführung in das architektonische Sehen, in: Schleswig-Holsteinisches Jahrbuch, a.a.O., S. 10/11.
- 8 von Goldbeck, S. 11/12.
- 9 von Goldbeck, S. 12.
- 10 von Goldbeck, S. 13.
- 11 von Goldbeck, S. 11/12.
- 12 von Goldbeck, S. 13/15.
- 13 Oelker, Praktische Bauberatung, in: Schleswig-Holsteinisches Jahrbuch, a.a.O., S. 148.
- 14 Grabbe: Die Heimstätte Schleswig-Holstein G.m.b.H. in Kiel, in: Schleswig-Holsteini-sches Jahrbuch, a.a.O., S. 210.

Die Abbildungen sind — außer den Seiten aus dem Baukatechismus — alle aus dem Schleswig-Holsteinischen Jahrbuch für 1927 entnommen.

Die Künstlerin Elsbeth Arlt

*Laudatio für die Förderungspreisträgerin des Landes Schleswig-Holstein
1986**

Meine Damen und Herren,

es ist das zweite Mal, daß mit dem diesjährigen Förderungspreis ein Kunstpreis des Landes Schleswig-Holstein nach Flensburg geht. 1964 wurde die Bildhauerin Lilly Kröhnert geehrt, in diesem Jahr ist es Elsbeth Arlt.

Es überrascht mich nicht, daß der diesjährige Förderungspreis einer Künstlerin überreicht wird, denn in meinen Augen sind es seit einiger Zeit überwiegend Frauen, die unter den jüngeren Kunstschaaffenden des Landes die Akzente setzen, obwohl sie rein zahlenmäßig noch immer die Minderheit sind. Ich will meine Beobachtung mit einem Zahlenbeispiel verdeutlichen: An der diesjährigen Landesschau, die das Kunstschaaffen in Schleswig-Holstein stilistisch und auch jahrgangsmäßig in seiner ganzen Breite repräsentieren soll, haben 80 Künstler, aber nur 40 Künstlerinnen teilgenommen. Dagegen wurde Schleswig-Holstein 1984 bei dem großen Ausstellungszyklus »Kunstlandschaft Bundesrepublik«, der jüngeren Künstlern mit avantgardistischer Ausrichtung Vorbehalten war, mehrheitlich von Frauen vertreten, ganz genau waren es neun Künstlerinnen und sieben Künstler.

Ich kann und will hier nicht auf die möglichen Gründe für diesen Sachverhalt entgehen, aber ganz offensichtlich zeichnet die Künstlerinnen der Generation zwischen 30 und 50 hierzulande ein neues Selbstbewußtsein aus, das seinen Ausdruck in einer vergleichsweise größeren Spontaneität und einer größeren Experimentierfreudigkeit findet. Keine Frage, daß ich Elsbeth Arlt zu dieser neuen Generation von Künstlerinnen zähle.

Ihre Biographie sieht auf den ersten Blick recht bodenständig und stammverwandt aus. In Kiel geboren, in Bovenau bei Rendsburg aufgewachsen, lebt die Künstlerin heute in Maasbüll bei Flensburg. 1969 nahm sie zwar in Kiel an der damaligen Muthesius-Werkkunstschule ihr Studium auf, doch nach vier Semestern verließ sie die Schule wieder, zum einen, weil ihr der gewählte Studien-zweig der traditionellen Bildhauerei nicht zusagte und sie zum anderen von dem Ruf der Hamburger Kunstakademie angezogen wurde, der damals weit über die Grenzen der Hansestadt hinausreichte. Aus Hamburger Sicht blieb der Kunstbetrieb in Schleswig-Holstein für lange Zeit unmaßgeblich, denn sie wollte sich von

* gehalten am 24. November 1986 im großen Saal des Kieler Schlosses.

Anfang an am überregionalen Kunstgeschehen messen und sich hier der Kritik stellen. So blieb nach dem Studium zunächst Hamburg der Ausgangspunkt für alle künstlerischen Zielsetzungen. Hier hatte sie ihre ersten Einzelausstellungen, von hier aus wurde sie 1975 zur Teilnahme an der Ausstellung »Forum junger Kunst« in der Kunsthalle Baden-Baden aufgefordert. Ihre Hamburger Aktivitäten gaben auch die Veranlassung zur Einladung an einer vielbeachteten internationalen Ausstellung, die 1981 in der wiederaufgebauten Frankfurter Oper unter dem Titel »Phönix« gezeigt wurde. Seit diesem Jahr — 1981 — beteiligt sie sich nun auch regelmäßig an den schleswig-holsteinischen Landesschauen. Es war das Verdienst unseres Kollegen Christian Rathke vom Landesmuseum, Elsbeth Arlt hierzulande entdeckt zu haben; 1982 stellte er sie in Berlin zusammen mit drei anderen Schleswig-Holsteinern im Rahmen einer Ausstellungsreihe »Kunst aus deutschen Bundesländern« vor, eine Ausstellung, die dann von meinem Vorgänger für das Flensburger Museum übernommen wurde.

Ich nenne nur noch die wichtigsten Stationen der Folgezeit:

1983 — Teilnahme an der Ausstellung »Frische Kunst« in der Kunsthalle Kiel sowie in den Museen von Lübeck und Flensburg.

1984 — die erste Einzelausstellung in Schleswig-Holstein in der Galerie »nemo« in Eckernförde und die Teilnahme an dem Ausstellungszyklus »Kunstlandschaft Bundesrepublik« und

1986 — schließlich die große Werkschau im Flensburger Kunstverein und gleichzeitig in der Galerie Sfeir-Semler in Kiel.

Doch mit dieser Aufzählung habe ich weit vorgegriffen. Kehren wir zurück zu der Feststellung, daß die Studienjahre an der Muthesius Werkkunstschule 1969/71 nur Episode blieben. Ungleich folgenreicher wurden die fünf Jahre an der Hochschule für Bildende Künste in Hamburg bei Bazon Brock, Josef Beuys und vor allem bei Franz Ehrhard Walther.

Angeregt durch diese Lehrer arbeitete Elsbeth Arlt in den 70er Jahren mit den Mitteln der Konzeptkunst, eine Kunstrichtung, die in Schleswig-Holstein, so weit ich sehe, weiter kaum Spuren hinterlassen hat.

Es ging ihr darum, Alltagserfahrungen zu reflektieren und den Alltag mit in die Kunst einzubeziehen, denn nur so glaubte sie, sowohl ihrer Rolle als Künstlerin als auch ihrer Verantwortung für eine Familie mit zwei damals noch kleinen Kindern gerecht werden zu können. Elsbeth Arlt hat versucht, die Grenze von Kunst und Leben aufzuheben, indem sie unter dem Motto »Aufzeichnungen: Tag für Tag« Jahrbücher anlegte, in denen sie ein Jahr lang jeden einzelnen Tag mit einer Kombination von Wort und Bild rekonstruierbar machte. Oder sie konservierte im Wortsinne für jeden Tag einen Gegenstand, der der Beweisaufnahme alltäglicher Handlungen diente; oder sie bemalte im Zweifel am Wirklich-

keitsgehalt ihrer Erinnerungen jeden Tag ein altes Familienfoto, das sie so von Neuem auf ihren persönlichen Lebenszusammenhang bezog.

Andere Konzepte bestanden darin, mit abstrakten Farbsetzungen die Stimmungslage von Stunden und Tagen wiederzugeben. Die Ergebnisse dieser, über ein halbes Jahr mit strenger Konsequenz täglich ausgeübten Kunstäußerung sind jeweils angesiedelt zwischen Karikatur, linearem Stenogramm und gestischer Farbsetzung. Außerdem legte sie sogenannte »Fahrtenbücher« an in denen mit hastig gesetzten Strichen Eindrücke und Empfindungen aus dem fahrenden Auto oder aus dem Zug festgehalten sind. Später wurde diese Art des Zeichnens in extremen Situationen erweitert und auf andere Bereiche übertragen: eine Hand am Steuer, eine Hand zum Zeichnen, oder: 24 Stunden, alle halbe Stunde eine Zeichnung, von der Hausarbeit bis in den Halbschlaf. Dahinter stand die Absicht, Alltag zu reflektieren, auch das Banale und Flüchtige bewußter zu erleben und sogar das Unbewußte in Formen künstlerischer Aufzeichnung wirksam werden zu lassen.

Als einen »Balanceakt zwischen Disziplin und freier Expression« hat Ulrich Bischoff! den künstlerischen Ansatz von Elsbeth Arlt treffend bezeichnet. Überblickt man ihr Werk der letzten zehn Jahre, so meint dieser Balanceakt freilich kein Schwanken zwischen zwei Polen, sondern eher die konsequente Entwicklung von einem Punkt zum anderen, denn mittlerweile hat eine Verlagerung der Gewichte stattgefunden: überwog früher der konzeptuelle »Überbau«, so dominiert heute die freie Malerei.

Die Malerei fand gleichsam auf einem Nebenwege Eingang in das Werk von Elsbeth Arlt und das kam so: Bei der Reflexion von Alltagserfahrungen lag es für sie nahe, auch auf die optische Herausforderung der Zeitschriftenfotos und -Werbung zu antworten. Mit Pinsel und grellen Farben begann sie stapelweise illustrierte Magazine von der ersten bis zur letzten Seite umzuarbeiten. Ihre künstlerischen Eingriffe reichten von einer Verfremdung der Vorlage bis zur vollständigen Auflösung in eine neue Bildwelt. Wenig später entstanden erste Gemälde durch Reihung von übermalten Illustrierten- und Zeitungsseiten, die auf Leinwänden aufgeklebt wurden. Auf diese Weise war der Sprung zur Malerei getan, doch auch die ersten »selbständigen« Gemälde waren zunächst noch ganz vom konzeptuellen Denken bestimmt, denn es handelte sich jeweils um Diptychen, die, zwei gegenüberliegenden Seiten eines Heftes oder Buches entsprechend, in Form und Farbe kontrastreich aufeinander bezogen sind.

Mit der Hinwendung zur Malerei begann auch die Auseinandersetzung mit Künstlern, die ihr auf diesem Gebiet am nächsten lagen, mit Kandinsky, Nay, Jorn und Emil Nolde.

In einem bestimmten Gemäldezyklus dieser Zeit paraphrasiert die Künstlerin auf der einen Tafel jeweils die Farbstimmung und auch eine Komposition eines Bildes von Emil Nolde und setzt auf der anderen Tafel einen fast monochrom gehaltenen Farbakord dagegen. Ein Hauch von Seebüll ist so nach Maasbüll herübergeweht, ich denke, man darf das sagen, ohne damit die Distanz zwischen beiden Künstlern aufzuheben, andererseits kann es auch kein Zufall sein, daß die Bauerntochter aus Bovenau in dem Bauernsohn aus der Tonderner Marsch eines ihrer Vorbilder sieht.

Mit der Einrichtung eines geräumigen Ateliers in Flensburg begann sich bei Elsbeth Arlt der Malprozeß zu emanzipieren. Die Bilder drängten zu immer größeren Formaten. Malerei heißt für Elsbeth Arlt seit dieser Zeit nicht mehr Reagieren auf Vorgegebenes, Malerei ist zur Primärsprache geworden. Jedes Gemälde ist heute wie eine monumentale Tagebuchseite, oder, da keines dieser Bilder an einem Tag entsteht, wie ein Psychogramm, das in mehreren übereinanderliegenden Malschichten Zeugnis ablegt vom Antagonismus der Stimmungen, der Macht der Gefühle, der

Freude des Schaffens. Und mehr noch: Ihre Vorliebe für Farbabstufungen von Blau und Rot machen ihre panoramaartigen Bildformate darüberhinaus zu — ich möchte sagen — kosmischen Lichträumen. Wie viele schleswig-holsteinische Maler vor ihr ist auch Elsbeth Arlt von der Natur des Landes zwischen den beiden Meeren geprägt. Man meint Bilder von Elsbeth Arlt vor Augen zu haben, wenn man die Beschreibung des schleswig-holsteinischen Himmels in einem Essay des italienischen Schriftstellers Giorgio Manganelli aus dem Jahre 1985 liest:

Der wahre Protagonist, der absolute Herr der Bilder dieses Landes, ist der Himmel. Überquert von zahllosen Winden, die aus allen Teilen des Landes und der Meere kommen, ist der Himmel ein instabiler Aufenthaltsort von Licht, Schatten, Gespenstern, Bildern, Farben; und unter diesem psychisch labilen Himmel verändern sich ständig die Formen, entstehen und vergehen phantastische Gestalten, gerinnen und zerfließen Andeutungen legendärer Gesichter, tauchen ruhelose Leichen wieder auf und werden erneut begraben.

Hoch in den Himmeln streiten Wolken und Winde, und auf der Erde werden Laubwerk, Blätter und Zweige zerzaust und wieder zusammengefügt; ein rauf-lustiges Malertalent fällt über einen Ort nach dem anderen her, bald komponiert es ihn in einem Augenblick seltener Stille, bald überschüttet es ihn mit einer rohen Farbgebung; große Pinselstriche fahren über eine Landschaft hin, die nicht mehr weiß, nicht wissen will, wer und was sie ist.

Bei so viel Temperament wäre es dennoch falsch, meine Damen und Herren, zu glauben, Elisabeth Arlt überließe sich beim Malen ganz den Kräften eines unkontrollierten Automatismus oder ihre Malerei sei reines »action painting«. Sie ist beim Malen konzentriert und ruhig.

Rationale Überlegungen wie die Anlage der Komposition und das Setzen von Farbkontrasten bleiben stets bildbestimmende Faktoren. Der spontane handschriftliche Gestus und das tektonisch gliedernde Kalkül halten sich die Waage. Impuls und Ordnung, Mal-Lust und Kontrolle bilden einen stimulierenden, produktiven Kontrast. Vitalität und Temperament erbringen Farblagen von intensiver, unruhiger Dramatik und ein strukturierender Ordnungswille verdichtet jeden Ansatz von Chaos und Willkür zu spannungsvoller, kräftiger Harmonie.

Die Künstlerin hat diesen Sachverhalt so formuliert:

Ich möchte, daß sich auf meinen Bildern Farbe und Form in einem Schwebezustand halten. Meine Bildvorstellungen finde ich einerseits intuitiv während des Malens, andererseits verdichte oder verändere ich sie dann in reflektierender Kontrolle. Sie entstehen in unmittelbarer Auseinandersetzung mit Farben und Formen, mit denen ich auf Erlebnisse, auf Persönliches reagiere und die ihre eigene Gesetzmäßigkeit dem Persönlichen entgegensetzen. Mir geht es aber auch um den Ausdruck, d. h. ich sehe als Künstler auch immer meine Arbeiten mit den Augen eines Betrachters. Ich versuche sein Verhalten vor meinen Arbeiten zu steuern, ich führe seinen Blick — ich unterbreche, störe ihn. Im Idealfall gehen das Bild und der Betrachter einen Dialog ein, in den ich als Künstler dann aber nicht mehr eingreifen sollte...

Diese Bemerkungen treffen auf die älteren wie auf die neuesten Bilder von Elisabeth Arlt zu. Gleichwohl haben sich ihre Arbeiten seit dem Erfolg der Ausstellungen in Flensburg und Kiel verändert. Die positive Resonanz machte sie offenbar skeptisch. Ihre früheren Bilder waren so angelegt, daß man sich die Komposition im Sinne von Pollocks »all over field«-Malerei beliebig über den Bildrand hinaus fortsetzbar denken konnte. Bei den neuen Arbeiten drängen die Formen und Farben nicht mehr über den Bildrand hinaus, häufig dominiert eine große Form, ein Zeichen. Diese Zeichen, zumeist abstrakte Umsetzungen realer Objekte, sind Zeichen einer privaten Ikonographie. Die neuen Bilder, von denen einige in den Wandelgängen dieses Konzertsaaes hängen, sind wesentlich spröder und hermetischer als ihre früheren Arbeiten, auf sie trifft mehr als auf alle anderen die Feststellung von Ekkehard Putz zu:

Indem der Betrachter deutet, wird er auf die Privatheit seiner Deutungen hingewiesen. Je nach seinen Gefühlen, Erfahrungen, Erinnerungen ändert sich für ihn die Bedeutung des Details wie des ganzen Bildes.

Das »rollende« Museum

— eine neue Museumsinitiative

Am 7. Mai 1986 nahm der stellvertretende Amtsbürgermeister des Großkreises Nordschleswig, Dyke Hoff, anlässlich einer Haushalts- und Gartenmesse in Vojens die offizielle Einweihung des »rollenden« Museums (Museum auf Rädern) vor. Dieses Museum wird in den kommenden Jahren in vielen Städten Nordschleswigs zu sehen sein — entweder unterwegs auf dem Transport oder auf Märkten und Plätzen und bei Schulen. Inge Adriansen, Museumspädagogin in Sonderburg, berichtet in dem folgenden Beitrag über die Hintergründe für das Museum auf Rädern und darüber, welche Ziele damit verbunden sind.

Hinter der Bezeichnung das »rollende« Museum verbirgt sich die Spezialkonstruktion eines Bauwagens, der von der Bauwagenfabrik »Sønderjyden« in Rothenkrug für die nordschleswigschen Museen hergestellt worden ist. Der Wagen ist mit einer kleinen Ausstellung ausgestattet und soll bei Markttagen, Messen, Tierschauen, Ringreiterfesten, Stadtfesten und bei motorsportlichen Veranstaltungen im Landesteil Nordschleswig gezeigt werden. Den Museen wird hierdurch eine Möglichkeit gegeben, über ihr vielfältiges Angebot zu informieren — in Gebieten, wo der Weg ins nächste Museum weit ist, und für diejenigen Bevölkerungskreise, die normalerweise die Museen nicht besuchen.

Die Grundidee hierzu ist in dänischen Museumskreisen fast ein Jahrzehnt lang diskutiert worden, und man hat versucht, sie in unterschiedlicher Weise zu verwirklichen. So hat z. B. das Naturhistorische Museum in Arhus feste Ausstellungswagen in häufig besuchten Touristengebieten — wie auf der Insel Röm und den Mols Bergen — aufgestellt. Im Amt Nordjütland hat man einen Wagen mit einer Ausstellung eingerichtet, die für Unterrichtszwecke verwendbar ist. Dieser Wagen wird zwischen den Schulen im Vendsyssel umhergefahren.

In Nordschleswig haben wir versucht, beide Möglichkeiten miteinander zu verbinden und einen Wagen zu schaffen, der sowohl von Touristen als auch von der örtlichen Bevölkerung und den Schulen genutzt werden kann. Das »rollende« Museum wird deshalb für das Winterhalbjahr so umgestaltet, daß es eine Ausstellung erhält, die für die Nutzung durch Schulen ausgelegt ist. Während die Ausstellung des Sommerhalbjahres ein buntes Bild der Breite und der Vielfalt des nordschleswigschen Museumswesens zeigt, konzentriert sich die Winterausstellung auf ein Einzelthema und behandelt es nach unterschiedlichen Gesichtspunkten. Das erste übergeordnete Thema ist der Ton. Die Ausstellung

läuft unter dem Motto »Aus Erde sind wir geschaffen«. Es will vom Ton erzählen, basierend auf recht verschiedenen Objekten und Gesichtswinkeln — geologischer, archäologischer, kulturhistorischer und kunsthistorischer Art. Für diese für Unterrichtszwecke geschaffene Winterausstellung wird pädagogisches Begleitmaterial erstellt.

Die Idee des »rollenden« Museums ist aus einigen Perspektiven für die künftige »vermittelnde« Funktion des Museums entstanden, die in einem Gutachten des staatlichen Museumsausschusses (Statens Museumsnævn) vorgelegt worden ist. Hier wird darauf hingewiesen, daß die »Vermittlung« ihren Ausgangspunkt in der Eigenart jedes einzelnen Museums haben müßte und dessen Eigenart auch unterstreichen sollte. Im Kreis Nordschleswig war dieses Ziel leicht zu verwirklichen, da bereits in der Mitte der 60er Jahre eine Aufteilung der Arbeitsbereiche zwischen den vier alten städtischen Museen erfolgt ist. Seither haben wir unsere Bemühungen und die Beschaffung von Gegenständen aus den Bereichen, die unsere jeweiligen Spezialgebiete sind, verstärkt.

Im Perspektivplan des staatlichen Museumsausschusses wird betont, daß *Demokratisierung* und *Dezentralisierung* zu zentralen Begriffen werden müssen — auch im Bereich der Museen. In praktisches Handeln umgesetzt bedeutet das, daß wir in einem höheren Maße als bisher »Besuchende« sein sollen, sowohl in geographischer als auch sozialer Sicht.

Im Bewußtsein der Bevölkerung haben die Museen häufig das Image »feiner Kultur«. Diese Vorstellung wollen wir aber gerne abbauen. Ob dieses Vorhaben aber gelingen können wir zur Zeit noch nicht beurteilen.

Daß die Idee des »rollenden« Museums verwirklicht werden konnte, ist nicht zuletzt auf einen hohen finanziellen Zuschuß des Kulturministeriums zurückzuführen.

Der Museumsrat des Kreises (Amtsmuseumsrådet) hat bereitwillig die Einrichtung des Wagens bezahlt und hat einen festen Betrag für den Betrieb im Haushalt des kommenden Jahre eingeplant. Geld alleine ist aber für den Betrieb nicht ausschlaggebend. Das »rollende« Museum wird einen recht großen praktischen Arbeitsaufwand erfordern, da Ausstellungen geplant werden müssen, die den begrenzten Raum und die sicherheitstechnischen Anforderungen berücksichtigen. Der Transport des Wagens innerhalb Nordschleswigs erfordert darüberhinaus eine sinnvolle Verwendung der zu Verfügung stehenden Hausmittel.

Um die Idee des »rollenden« Museums verwirklichen zu können, war eine Voraussetzung, daß in den fünf Norddeutschen Museen Museumspädagogen arbeiten, die Ausstellungen gestalten können und im Wechsel die Verantwortung für den Transport des Wagens tragen, und die das Auspacken und Ausstellen der Objekte vornehmen können.

Die Museumspädagogen (oder »Museums-Vermittler«, wie mache uns gerne wollen) im Kreis Nordschleswig beschäftigen sich mit allen Seiten der »vermittelnden« Tätigkeit der Museen. Dies ist bekanntermaßen in Schleswig-Holstein nicht der Fall. Ausstellungen sind für die Museen das wichtigste Medium der »Vermittlung«; deswegen müssen pädagogische Gesichtspunkte bei allen Ausstellungen berücksichtigt werden. Der Unterricht von Schulklassen ist deshalb nur ein begrenzter, aber nicht unwesentlicher Teil unserer Arbeit.

Das »rollende« Museum ist für uns eine gute Neuerung, denn der Ausstellungswagen kann einerseits Menschen dienen, die normalerweise keine Museen besuchen, und stellt andererseits – durch eine einfache Änderung – ein gutes Unterrichtsangebot dar.

ANMERKUNGEN:

Zur Stellung des Museumspädagogen vgl. Inge Adriansen, Engagement und Offenheit. Museumspädagogische Arbeit in Dänemark. In: Museen in Schleswig-Holstein. Heft 6/1984, S. 10-11. Ferner: Hinweise zu dänischen Museen in: Perspektiver 1980-1990, hrsg. Von Statens Museusnævn, København 1980.

Der vorstehende Beitrag von Inge Adriansen ist entnommen aus: Sønderjysk Månedsskrift Nr. 8/1986. S. 268/289. Die letzten beiden Abschnitte sind die Ergänzung der Verfasserin vom November 1986.

Übersetzung aus dem Dänischen: Immo Doege.

Minderheitenbericht der Landesregierung

Am 29. Oktober 1986 hat die Landesregierung zum ersten Mal den von allen Fraktionen des Landtags geforderten Bericht zur Lage der nationalen Minderheiten im deutsch-dänischen Grenzland vorgelegt. Dies soll in Zukunft einmal in jeder Legislaturperiode geschehen. Auf über 50 Seiten wird dargestellt, wie die beiden Volksgruppen leben, welche Aufgaben und Ziele sie sich selber stellen, welche Organisationen und Verbände diese Arbeit tragen und wie das ganze finanziert wird. Noch einmal rd. 50 Seiten geben als »Anhang« Auskunft über das Zahlenwerk, das Größe, Umfang bzw. Erfolg aller Initiativen belegt. Herr Ministerpräsident Dr. Barschel wies schon im ersten Satz seiner Einbringungsrede auf die »neuen Akzente« hin, die er in der Grenzland- und Minderheitenpolitik gesetzt habe, und auf das »positive Echo« und die »zustimmende Resonanz«, die er damit auf beiden Seiten der Grenze gefunden habe. Er begründete diesen und folgende Minderheitenberichte wie folgt:

1. Die Lage im Grenzland ist so entspannt, die Beziehungen zwischen Bonn und Kopenhagen sind so gut, daß niemand in einem Bericht der Landesregierung zur Lage der Minderheiten eine Einmischung in die auswärtige Politik oder innerdänische Angelegenheiten sehen kann.
2. Der jetzt vom Parlament erbetene Bericht bezieht sich – besonders im Hinblick auf die deutsche Volksgruppe – nur auf die kulturelle und soziale Lage der Minderheiten.
3. Wenn der Landtag jährlich beachtliche Beträge zur Förderung beider Minderheiten bewilligt, dann hat er auch das Recht, hierüber Auskunft von der Landesregierung zu verlangen. Im weiteren verschwieg er nicht, daß »in den Kreisen, Städten und Gemeinden des Landesteils Schleswig« die Förderung der dänischen Minderheit »sehr unterschiedlich gehandhabt« wird. Dazu darf man sicher sagen, daß für die deutsche Volksgruppe den dänischen Gemeinden gegenüber auch noch Wünsche offen sind. Der Appell jedoch, es besser zu machen, ist hier wie dort berechtigt.

Barschel bezeichnete die Bonn-Kopenhagener Erklärungen von 1955 als die »Magna Charta des Zusammenlebens von Mehrheit und Minderheit diesseits und jenseits der gemeinsamen Grenze«.

Es war eine Stunde der Einigkeit im Landtag, der Übereinstimmung zwischen allen Fraktionen. »Positiv und erfreulich« nannte auch Ernst Vollertsen, der Vorsitzende des Südschleswigschen Vereins, den Verlauf der Landtagsdebatte. Und aus Dänemark kamen ebenfalls, sowohl von dänischer Mehrheit wie von deutscher Minderheit, Zustimmung und Beifall.

Ob die Vorlage eines solchen Berichts alle vier Jahre in Zukunft Marksteine der Entwicklung im Grenzland setzen kann? Wir wollen den Minderheitenbericht nicht gleich zu hoch hängen, aber immerhin: Der Anfang macht Mut.

Artur Thomsen

Sprache ist für die Minderheit das maßgebliche Unterscheidungsmerkmal *Sprachpolitik der deutschen Schule in Nordschleswig erfolgt aus der Aufgabe, ihre Schüler auf ein Leben in zwei Kulturen vorzubereiten.*

Überlegungen zum Erziehungssystem einer Minderheit und damit über ihre Möglichkeiten zum Fortbestand als Gruppe müssen für diese stets von besonderem Interesse sein. Es soll hier deshalb über das soeben erschienene Werk des englischen Hochschullehrers Michael Byram, »Minority Education and Ethnie Survival« (»Erziehung in der Minderheit und ihr Überleben – Fallstudie einer deutschen Schule in Dänemark«), berichtet werden.

Byram, tätig an der University of Durham, hat sich nach längeren Vorstudien im Jahre 1984 mehrere Monate an der Deutschen Schule Tingleff aufgehalten, den Unterricht beobachtet und auch selbst dort unterrichtet. Es darf sicher gesagt werden, daß seine Veröffentlichung auf der Grundlage eines zwar räumlich begrenzten, aber intensiven Einblicks in die Fragen deutscher Schularbeit in Nordschleswig und vor dem Hintergrund von Studien auch anderer Zweisprachigkeits- und Minderheitensituationen entstanden ist. Für den interessierten Leser, den die englische Sprache der Abhandlung abschrecken könnte, ist ab Seite 172 eine deutsche Übersicht und Zusammenfassung hinzugefügt worden. Nach einer kurzen Beschreibung der deutschen Minderheit in Nordschleswig und ihres Schulsystems wird die Deutsche Schule Tingleff ausführlicher vorgestellt: »Schülern der 10. Klasse wurde hier die Frage gestellt, was sie als deutsch an der Schule empfänden. Sie dachten sofort an die deutsche Sprache, aber dann konnten die meisten nur noch das Fach Geschichte nennen, wobei sie empfanden, daß gewisse Schwerpunkte auf die deutsche Geschichte gelegt werden.« Michael Byram stellt fest, daß sowohl Deutsch als auch Dänisch als »Muttersprache« unterrichtet werden sollen, was für die Lehrer eine große Verantwortung bringt. Nach seiner Meinung gibt es viele Faktoren, welche die Schule deutsch machen, obwohl die Sprache am sichtbarsten ist. »Ein Faktor, der andere miteinander verbindet, ist die Herkunft und Ausbildung der Lehrer. Daß viele Lehrer Deutsch als Muttersprache haben, daß sie oft deutsche Staatsbürger sind und daß fast alle eine deutsche Ausbildung haben und deutsche Beamte sind, sind wichtige Einflüsse auf die Schule.«

Über den Sprachgebrauch in der Schule heißt es: »Die vorherrschend gebrauchte

Sprache der Schüler ist wider Erwarten Sønderjysk, der dänische Dialekt Nordschleswigs, obwohl die offizielle Sprache der Schule Deutsch ist. Die Lehrer bestimmen das Gespräch zwischen Schüler und Lehrer und bestehen auf Deutsch, ohne daß sie Einfluß auf die dänische Intonation haben. Zusammenfassend wird festgestellt, daß die Schüler in der Tat weniger Deutsch im Laufe des Schultages sprechen, als sie selber glauben. Was die Lehrer betrifft, wird der erwünschten Norm der Schule meistens gefolgt. (...)

Im allgemeinen findet man bei den Lehrern eine tolerante Einstellung der gesprochenen Sprache gegenüber. In der Schriftsprache ist man konsequent. Alles, was die Lehrer lesen sollen, schreiben die Schüler auf Deutsch, vom Fach Dänisch natürlich abgesehen. Deutsch wird in allen offiziellen Texten gebraucht, so wie in Briefen an die Eltern, ausgehängten Bekanntmachungen usw. Andererseits werden sowohl dänische als auch deutsche Unterrichtsbücher verwendet, wo also die dänische Schriftsprache erscheint. Da viele Schüler verhältnismäßig wenig Deutsch sprechen, dürfte die von ihnen gelesene und auch geschriebene deutsche Schriftsprache eine um so wichtigere Rolle im Prozeß des Spracherwerbs spielen.«

Zu den beiden »Standardsprachen« Deutsch und Dänisch als Schulfächer stellt Byram fest: »Die Mehrzahl der Schüler spricht Sønderjysk als Muttersprache, und für sie ist die Muttersprachendidaktik in Deutsch nicht angebracht. In der Praxis wird der Deutschunterricht folglich mit einigen Techniken der Zweitsprachdidaktik durchgeführt, obgleich die Lehrer keine derartige Ausbildung haben. Auf ähnliche Weise versuchen die Dänischlehrer Interferenzen vom Deutschen zu verhindern, und die haben auch mit dem Verhältnis Dialekt – Standardsprache zu tun, wie jeder andere Muttersprachlehrer. Die Stellung der dänischen Standardsprache ist problematisch. Für die meisten Schüler ist sie als zukünftige Sprache am Arbeitsplatz und im alltäglichen Leben in Dänemark notwendig. Ihre Stellung in der Schule kann aber kaum die notwendigen Sprachdomänen abdecken. Ihre Stellung kann aber nicht anders werden, weil sie von der Dominanz der offiziellen deutschen Sprache abhängt, die als das wichtigste und vielleicht einzige Merkmal des deutschen Charakters der Schule betrachtet wird.«

Für den Autor entsteht aus der Beschreibung der Schule die Frage, wie weit es ihr gelingt, auf ein Leben im dänischen Staat oder auf ein Leben in der Bundesrepublik ganz vorzubereiten.

Im Abschnitt »Sprache und Kultur der Minderheit« wird das Verhältnis Kultur-Politik besprochen und die Frage gestellt, ob die Grundlage der Minderheit nicht eher politisch als kulturell ist. »Es wird festgestellt, daß vieles, was innerhalb der Minderheit stattfindet und ihr ein eigenes Leben verleiht, nicht unbedingt als »deutsch« bezeichnet werden kann. Die »deutsche« Natur des kulturellen Lebens kommt daher, daß Kultur aus der Bundesrepublik durch Fernsehen und durch

Tourneen und Gastvorstellungen eingeführt wird. Es gibt also eine bestimmte Kulturpolitik, die vom Bund deutscher Nordschleswiger vertreten... wird. Es wird hier behauptet, daß trotz der ausführlichen Beschäftigung mit Kultur die Sprache als maßgebend für die Identität der Minderheit von der Minderheit selber betrachtet wird.

Die deutsche Sprache ... wird gerade deshalb als maßgebend betrachtet, weil andere Merkmale nicht genügend zwischen der Minderheit und der umgebenden Bevölkerung unterscheiden.«

Im Verhältnis der Minderheit zu den beiden Hauptsprachen sieht der Autor auch eine Begründung für eine vorhandene Angst, »daß eine Verbreitung der dänischen Sprache die Identität der Schule und der Minderheit angreift«.

Der Beitrag der Schule zur ethnischen Identität wird darin gesehen, »daß die von den Eltern bestimmte Wahl der Schule eine Verlängerung der biologischen Grundlage der ethnischen Zugehörigkeit ist. Die bewußte Entscheidung, daß man zur Gruppe gehört, kommt erst nachher, etwa in der Pubertät oder sogar noch später. Diese Identität bringt gewisse Begrenzungen der sozialen Rollen mit sich, die dem einzelnen offen sind, da die Tätigkeit hinter den Kulissen des sozialen Lebens der dänischen Gesellschaft stattfinden müssen«.

Abschließend erörtert Byram die Begriffe Bilingualismus (Zweisprachigkeit) und Bikulturellismus. »Die Situation in Nordschleswig ist noch komplizierter, weil es dort drei Sprachvarietäten gibt: Deutsch, Sønderjysk und Standarddänisch. Es wird von dem einzelnen verlangt, daß er in gewissen Hinsichten, aber nicht auf allen Ebenen bikulturell wird.

Das Ziel der Schule wäre also erreichbar, was die kulturellen Kenntnisse betrifft. Die Existenz der drei Sprachvarietäten bedeutet aber, daß die Erwartungen auf sprachlicher Ebene nicht genau dieselben sind, daß die kulturellen und sprachlichen Domänen sich nicht genau decken. Es wird sprachlich mehr verlangt – und zwar in der dänischen Standardsprache. Das Mitglied der Minderheit müßte also akzeptieren, daß eine gewisse Beherrschung der für ihn mit negativen Assoziationen verbundenen dänischen Standardsprache unvermeidlich ist, wenn ihm alle ökonomischen und sozialen Gelegenheiten offenstehen sollen.

Für die Minderheit bleibt also das Problem der Sprachpolitik der Schule die Folge der Aufgabe, die Schüler auf ein Leben zwischen zwei Kulturen vorzubereiten«.

In seinen Schlußfolgerungen für die Schularbeit, die in deutscher Sprache ebenfalls abgedruckt werden (ab S. 181), heißt es dann: »Die Schule trägt auch durch ihre den Lehrern und Schülern oft unbewußten Werte und tägliches Tun zu diesem Prozeß (= Identitätsbildung) auf eine bedeutende Weise bei. Das »Ethos« der Minderheitenschule wird also deutsch, weil die Lehrer »deutsch« sind, erstens durch ihre Ausbildung in Schule und Hochschule und zweitens zum Teil durch ihre Staatsangehörigkeit und durch ihre eigene Sozialisation während der Kindheit in

Deutschland ... Die deutsche Sprache ist nur ein Teil des ganzen Prozesses, jedoch wichtig, weil sie ein Mittel der Formulierung und Kommunikation von Werten und Einstellungen ist. Die Sprache dürfte also nicht aus diesem Zusammenhang herausgeholt werden, um sie als einziges und entscheidendes Kriterium des deutschen Charakters der Schule oder des Sozialisationsprozesses darzustellen.

Da aber eine Volksgruppe ein sichtbares Zeichen ihrer Identität braucht, um sich von anderen Gruppen und besonders der Mehrheitsgruppe abzugrenzen, übernimmt hier die Sprache eine wichtige Abgrenzungsaufgabe.

Das führt im Bereich der Bildungs- und Erziehungseinrichtung »zu einer gewissen Spannung«. »Einerseits ist sie (= die Schule) verpflichtet, die Identität der Gruppe – mit dem Ausdruck »deutsche Sprache und Kultur« formuliert – zu unterstützen, andererseits hat sie die Pflicht, Schüler auf das Leben in dem Staat der dänischen Mehrheit vorzubereiten.

Was die Schule betrifft, ist aber im Text »The Minority School and Ethnie Survival« behauptet worden, daß »diese Annahme und diese Prioritätensetzung weder den Sozialisationsprozeß richtig spiegeln noch den Bildungsbedürfnissen des einzelnen genügen«. Michael Byram meint, daß eine »gewisse genügende Verstärkung« dieser für das nachschulische Leben in der Minderheitsbevölkerung notwendigen Bedürfnisse durchgeführt werden kann, ohne die ethnische Identität des einzelnen und der Gruppe anzugreifen«. Er empfiehlt deshalb

»1. Einführung in dänische sozio-ökonomische, politische und ästhetische Kultur:

– das Fach Gegenwartskunde beschäftigt sich ausschließlich mit Dänemark aus dänischem Standpunkt ohne Vergleich mit Deutschland, und sei von einem Lehrer unterrichtet, der den Inhalt völlig beherrscht und auf Standarddänisch unterrichtet; es besteht auch die Möglichkeit, dieses Fach mit dem Fach Dänisch zusammenzulegen, da dies auch dem Kulturbegriff in dänischen Schulen entspricht.

– das Fach Geschichte beschäftigt sich mehr mit dänischer Geschichte als bisher. Es sollte auch überlegt werden, ob die dänische Sprache an entsprechenden Stellen als Unterrichtssprache einzusetzen wäre.

2. Verfestigung der Kenntnisse der Standardsprache:

– es sollte überlegt werden, ob eine frühere Einführung der Standardsprache notwendig ist. Diese Überlegung müßte aber im Zusammenhang mit der Frage der sprachlichen Sozialisation in deutscher Sprache gesehen werden, weil eine höhere Effektivität dieses Prozesses in den ersten Schuljahren die Einführung der dänischen Schriftsprache beeinflussen würde. Bis jetzt wird kaum Rücksicht darauf genommen, daß die meisten Schüler zweisprachig sind.«

Für die besondere Zweisprachensituation der deutschen Bildungseinrichtungen zieht der Autor den Schluß, daß ihre Vorteile noch nicht von allen Mitgliedern der

Minderheit erkannt werden, »weil die Zweisprachigkeit normalerweise den ersten Schritt zur Assimilation einer Minderheit bedeutet«.

Die deutsche Minderheit ist aber bedeutend anders. Weil sie aus einem sønderjysk-sprechenden und einem deutsch-sprechendem Teil besteht, und weil diese Situation durch die vor allem von beamteten Lehrern erhaltene Verbindung mit dem Schulsystem Schleswig-Holsteins verhältnismäßig stabil bleibt, kann es sich die deutsche Minderheit erlauben, die Zweisprachigkeit direkt zu behandeln. Sie kann es sich erlauben, eine aktive und positive Politik der Zweisprachigkeit zu entwickeln, ohne daß sie die Gefahr der Assimilation dadurch vergrößern würde. Die Assimilation kommt eher von anderen Seiten, unter anderem durch eine Ablehnung der Mitglieder, die glauben, ihre Lebenschancen würden durch ihre unterentwickelte Zweisprachigkeit Schaden nehmen.«

Es entstehen aus diesen Überlegungen folgende Empfehlungen:

- »1. die Formulierung einer schulischen Zweisprachigkeitspolitik für die Minderheitenschulen;
2. die Erweiterung einer Lehrerfortbildung in der Theorie und Praxis der Zweisprachigkeit;
3. die Entwicklung einer Zweisprachigkeitsdidaktik, die den Schülern bewußte und positive Einstellungen und Kenntnisse ihrer eigenen Fertigkeiten und sozio-linguistischen Situation beibringen würde.«

Zu den hier genannten Empfehlungen des Forschers kann festgestellt werden, daß sie schon seit längerer Zeit Gegenstand von Erörterungen in den zuständigen Gremien des Deutschen Schul- und Sprachvereins für Nordschleswig (Hauptvorstand, Lehrplanausschuß) sind und z.T. auch ihren Niederschlag in der Lehrplan-Gestaltung (z.B. in den Fachbereichen Dänisch, Geschichte, Gegenwartskunde) gefunden haben.

Fragen der Zweisprachigkeit werden ebenfalls fortlaufend erörtert und haben selbstverständlich ihren Einfluß auf die tägliche Arbeit in den nordschleswigschen Bildungseinrichtungen.

Peter J. Sønnichsen in
Der Nordschleswiger, 29.8.1986

*

Labyrinth im Stadtmuseum in Kiel

Einführung in eine Ausstellung zum Thema »Museum«, die die Künstlergruppe »Labyrinth« aus Århus im August und September 1986 im Kieler Stadtmuseum, Warleburger Hof, gezeigt hat.

Historisch gesehen gibt es viele Bande, die Norddeutschland mit Dänemark verbinden. Seit alters her hat sich die Grenze zwischen den beiden Ländern

mehrmals verschoben; dadurch sind Trennungen entstanden, die dazu geführt haben, daß wir uns vor verschiedenen historischen Hintergründen bewegen. Diese Tatsache darf man keineswegs unberücksichtigt lassen, auch im Zusammenhang mit den weitaus tieferen kulturellen Banden, die uns verbinden. Kulturelle Manifestationen und Traditionen kann man nicht einfach ignorieren. Sowohl Dänemark als auch der ganze norddeutsche Raum befinden sich in einem europäischen Randgebiet. Die Frage ist, ob die kulturellen Äußerungen, die hier deutlich werden, deswegen provinziell sind.

Diese Frage zu stellen, offenbart wohl mehr als alles andere eine altmodische Denkweise aus der Zeit, wo allein die räumlichen Entfernungen Kenntnisse über die übrige Welt sehr erheblich behinderten. So verhält es sich glücklicherweise nicht mehr.

Mit einem Minimum an moralischer und nicht zuletzt wirtschaftlicher Unterstützung können Initiativen in diesen Gebieten aufblühen und ein Niveau erreichen, das sich ohne weiteres mit dem messen kann, was in den traditionellen Kulturzentren Europas geschieht. Man darf jedoch nicht den Versuch machen, Kunst und Institutionen mit einem mehr oder weniger europäischen Zuschnitt zu schaffen. Das wäre provinziell. Statt dessen sollte man eher die speziellen Traditionen und Schulen des betreffenden Gebiets fördern. Es steht wohl außer Zweifel, daß in dieser Beziehung Norddeutschland und Dänemark harmonieren. In beiden Gebieten hat die bildende Kunst oft den Charakter eines »Januskopfes«, der nach beiden Seiten sieht, sowohl nach dem Kontinent als auch nach Skandinavien.

Was die moderne Kunst betrifft, müssen wir als Dänen zugeben, daß man in Kiel seit längerem Ankäufe von der besten, modernen dänischen Kunst getätigt hat. Als Däne fühlt man sich in einem Museum wie der Kunsthalle zu Kiel ganz wie zu Hause. Es gibt auf der einen Seite eine Reihe von Künstlern aus dem vorigen Jahrhundert, aus der Biedermeierzeit, wie z.B. Eckersberg und Blunck, die den meisten, die dänische Museen besucht haben, bekannt sein dürften. Auf der anderen Seite gibt es auch Künstler aus der jüngeren Zeit, wie Asger Jorn und Per Kirkeby, von denen man mit Recht sagen kann, daß sie mit der Sammlung des Museums harmonieren.

Dies darf aber nicht so verstanden werden, daß dänische Kunst etwas Einmaliges ist, was ein »ordentliches« Museum in seiner Sammlung haben sollte. Wenn dies hervorgehoben wird, geschieht es in der traurigen Erkenntnis, daß wir in Dänemark nur vereinzelt unseren Verpflichtungen nachgekommen sind, auf Museumsebene unseren Kulturkreis zu erweitern. Emil Nolde darf in diesem Zusammenhang nicht als Alibi dienen.

Dies sind Probleme, die hoffentlich gelöst werden; denn der Besuch in Kiel läßt uns daran glauben, daß die besten Bedingungen für eine kulturelle Austauscharbeit bestehen, eine Zusammenarbeit, die durch die EG ohne Zweifel

in Zukunft als immer natürlicher empfunden werden wird.

Wenn die Museumsverhältnisse in Dänemark etwas zu wünschen übrig lassen, haben wir um so mehr Grund, auf die Tradition stolz zu sein, die in den letzten hundert Jahren, und zwar in bezug auf die Gründung von Künstlergruppen, vorherrschend war. So haben wir als Dänen eine lange Tradition dessen, was wir heute Bürgerinitiativen nennen. Man hat über das blühende dänische Vereinsleben gesagt, daß zwei Dänen mit der selben Meinung über eine Sache genügen, um einen Verein zu gründen.

Ohne Zweifel blüht das Leben in den dänischen Kunstgruppen, die seit vielen Jahren die tragende Kraft der bildenden Kunst gewesen sind. Diese kreativen Gruppen haben in ihrer Vitalität schnell die Institutionen des offiziellen Kunstlebens überholt, wie z. B. die königliche dänische Kunstakademie.

Daß sich dies in den letzten Generationen teilweise wieder geändert hat, ist nur erfreulich. Übrig bleibt aber die Tatsache, daß die Anregung, neue Möglichkeiten und Ideen zu probieren und neue menschliche Konstellationen zu gestalten, selten von Bürokraten gekommen ist.

Die Künstlergruppe »Labyrinth« stellt ein exzellentes Beispiel dar, welche ausgezeichneten Bedingungen für die Entstehung und Entwicklung dänischer Gruppen herrschen. Ein kleiner Kreis von Personen hat die Initiative zur Gründung der Gruppe ergriffen. Am Anfang hat die Gruppe ohne Zweifel ihre Tätigkeit anhand ganz praktischer Aufgaben definiert. Allein die Probleme mit der Gestaltung einer Ausstellung erfordern einen guten Zusammenhalt. Gleichzeitig ist es immer deutlicher geworden, daß die Gruppe durch ihre Erweiterung und ihre Auswechslungen auch allmählich zu einem künstlerischen Profil findet. Bis jetzt hat man einige ermunternde Erfolge gehabt; die positive Kritik hat vor allem auf die phantastische Inspiration Wert gelegt, die in der kaleidoskopischen Ausstellung deutlich wurde.

In einer der ersten Kritiken der Gruppe hieß es: »Eine riesige Ausstellung, inspirierend und voll von Schaffensfreudigkeit – traditionelle und experimentierende Kunst werden in einem üppigen Wirrwar gemischt – und das Üppige ist das wichtigste«. Hier findet man etwas von dem Leben, das man in der Monotonie des täglichen Kunstlebens oft vermißt.

Obwohl die bis heute vielen Thema- Ausstellungen der Gruppe, wie diejenige über das Phänomen »Raum«, die jetzt in Kiel gezeigt wird, natürlich bewirken, daß die Künstler sich einander nähern und daß jeder von den Ideen und Techniken des anderen lernt, ist es kaum denkbar, daß die Gruppe als eine undifferenzierte Einheit erscheint. Dafür sind die Mitglieder wohl zu unterschiedlich, aber die Gruppe hat etwas von dem, was für die lebensbejahende Kunst am wichtigsten ist, nämlich eine Lust zum Schaffen, zum Verändern und zum Erweitern, genau wie Asger Jorn es gemeint hat, als er sagte, daß die Kunst nicht durch Kritik, durch

Begrenzungen geschaffen wird, sondern nur durch die große Anzahl von Bildern und durch die vielen Versuche.

Es freut uns, gerade dies im Stadtmuseum in Kiel zeigen zu können.

Jens Henrick Sandberg

*

Jakob Tholund Vorsitzender des Nationalen Komitees

Zum Vorsitzenden des neugegründeten Nationalen Komitees des »Europäischen Bureaus für weniger verbreitete Sprachen« für die Bundesrepublik Deutschland wurde der Nordfriesen, Studiendirektor Jakob Tholund, Wyk (Kreis Nordfriesland) gewählt. Als derzeitiger Präsident des Friesenrates nimmt er eine führende Position in der Zusammenarbeit der Friesen ein. Jakob Tholund wurde einstimmig in dieses Amt gewählt.

Bei der konstituierenden Sitzung des Komitees in Göttingen wählten die Delegierten den Saterländer Friesen Heinrich Kröger zum zweiten Vorsitzenden, während Karl Kring als Vertreter der dänischen Volksgruppe im Landesteil Schleswig das Amt des Sekretärs übernahm.

Als eine seiner ersten Aufgaben will das Komitee Kontakte zu den Abgeordneten des Europäischen Parlamentes aufnehmen.

Dem Komitee gehören außer den beiden friesischen Gruppierungen in Nordfriesland und dem Saterland und der dänischen Volksgruppe im Landesteil Schleswig Vertreter des Zentralrates deutscher Sinti und Roma und der »Bund der Polen in Deutschland« an. Es wurde vor zwei Monaten in Flensburg gegründet.

Südschleswigscher Pressedienst 17.11.86

*

»Flensburg Avis« weihet Neubau ein

Ein neues Druck- und Verlagsgebäude hat »Flensburg Avis«, die seit 1869 bestehende Zeitung der dänischen Volksgruppe im Landesteil Schleswig, am 22. November eingeweiht. Für die dänische Regierung nahm Kulturminister H. P. Clausen an der Einweihung teil, während die Kieler Landesregierung durch Staatssekretär Gerd Behnke vertreten war.

»Flensburg Avis« entschloß sich zu dem Neubau im westlichen Industriegebiet der Fördestadt, weil eine dringend erforderliche neue Offset-Rotation im bisherigen Verlagsgebäude am Nordermark in der Innenstadt nicht untergebracht werden konnte. Außerdem wurde eine umfassende Modernisierung des Gebäudes immer dringlicher.

Als erster Bauabschnitt wurde die Druckhalle zusammen mit der neuen Rotation

am 1. Juli in Betrieb genommen. Bis dahin wurde »Flensburg Avis« auf einer Maschine aus dem Jahr 1914 gedruckt. Anfang November wurde der gesamte Zeitungsvertrieb in das neue Gebäude verlegt.

Die Gesamtinvestitionen für den Umzug an die Peripherie betragen rund 3,5 Mill. DM. Neben einem Zuschuß vom dänischen Staat wurde die Investition durch 1,4 Mill. DM Erlös aus dem Verkauf des bisherigen Pressehauses, 200.000 DM neues Aktienkapital und einen gleich hohen Betrag als Zuschuß der Stadt Flensburg sowie 130.000 DM Zuschuß der Landesregierung möglich.

Südschleswigscher Pressedienst

*

Auszeichnung für Troels Fink

Dem ehemaligen dänischen Generalkonsul in Flensburg, Prof. Dr. Troels Fink, ist von Danmarks Radio eine bemerkenswerte Auszeichnung verliehen worden: der mit 25 000 Kronen dotierte Rosenkjærpreis. Dieser Preis wird an Persönlichkeiten der Wissenschaft oder Kultur vergeben, die bewiesen haben, daß sie schwierige bzw. komplizierte Themen und Stoffe allgemeinverständlich in dänischer Sprache darstellen können. – Was für ein sinnvoller Preis! Daran könnte man sich in Deutschland ein Beispiel nehmen. – Troels Fink ist im Grenzland ein bekannter – und bedeutender – Mann. Er stammt aus Apenrade, war Historiker in Aarhus, Berater der dänischen Regierung bei der Vorbereitung der Bonn-Kopenhagener Erklärungen, 1959-1975 Generalkonsul in Flensburg und nach seiner Pensionierung Direktor des Instituts für Grenzregionforschung in Apenrade. Zahlreiche Veröffentlichungen über die dänische und schleswigsche Geschichte stammen von seiner Hand. Wir gratulieren einem guten Bekannten von der »anderen« Seite, der auch oft in den Grenzfriedensheften zu Wort gekommen ist, und freuen uns mit ihm über die Anerkennung, die ihm zuteil geworden ist.

Artur Thomsen

*

Franz Osterroth gestorben

Anfang Oktober starb in Lübeck im Alter von 86 Jahren einer der Väter des Grenzfriedensbundes, der bekannte Schriftsteller und überzeugte Sozialdemokrat Franz Osterroth.

Er stammte aus der Pfalz, trat schon mit 17 Jahren, also im Ersten Weltkrieg, der SPD bei und begann in den ersten 20er Jahren seine journalistische und schriftstellerische Tätigkeit. Er hat einen wesentlichen Beitrag zur Geschichtsschreibung der Arbeiterbewegung und der Sozialdemokratie in

Schleswig-Holstein geleistet. Während der Nazizeit mußte er nach Stockholm und London fliehen, schrieb aber auch hier und ließ antifaschistische Texte unter Decknamen in Deutschland kursieren. 1948 kam er nach Schleswig-Holstein, gründete mit Jens Nydahl und anderen den Grenzfriedensbund, gehörte jahrelang unserem Vorstand an, und wurde ein wichtiger Mitarbeiter bei der Vorbereitung des Godesberger Programms. Franz Osterroth hat die Geschichte der Sozialdemokratie mitgeprägt. Er gehörte zu denen, die auch in schwierigen Zeiten immer für Gerechtigkeit und Solidarität eingetreten sind.

Artur Thomsen

*

Ernst Beier 85 Jahre alt

Am 1. Oktober feierte unser alter Ernst Beier aus Flensburg im Kreise seiner Familie und vieler Freunde und Weggefährten seinen 85jährigen Geburtstag. Er gehört zu den nur noch wenigen, die den Grenzfriedensbund mit gegründet und durch die Jahrzehnte geführt, gefördert und begleitet haben. Die Grenzfriedenshefte z.B. gäbe es so, wie sie sind, gar nicht ohne Ernst Beiers vieljährige intensive Redaktionsarbeit. Auch im Vorstand war er von Anfang an dabei, viele Jahre als stellvertretender Vorsitzender. Beier ist von Herkunft und Überzeugung immer ein Mann der Gewerkschaften und der Sozialdemokratie gewesen. In den »1000« Jahren hat er dafür manches einstecken müssen. Und heute kann man mit ihm wunderbar »klönen« über die alten Zeiten und seine Gefährten etwa aus den 20er Jahren, als die Weimarer Republik ihre ersten Gehversuche machte. Wir gratulieren ihm herzlich und wünschen Gesundheit und Frohsinn für weitere Jahre.

Artur Thomsen

Horst Schwarze 80 Jahre alt

Weil seine Gesundheit angegriffen ist, sieht man ihn z. Zt. nicht im Flensburger Stadtbild und liest auch nichts von ihm; aber Horst Schwarze ist 80 Jahre alt, und der Grenzfriedensbund gratuliert ihm herzlich zu diesem Geburtstag. Er stammt aus Sachsen – man hört es bis heute –, wurde durch die Kriegsereignisse nach Flensburg verschlagen, war Lehrer und Konrektor an der Mädchen-Mittelschule am Südergraben und wurde aus Liebe zu diesem Metier Theater- und Kunstkritiker in unserer Stadt. Er kümmerte sich noch als Pensionär um das Schicksal ehemaliger Schülerinnen und war Sozialdemokrat aus alter und guter Überzeugung. Für die Grenzfriedenshefte hat er manchen Feuilletonartikel

geschrieben; denn davon verstand er etwas. Wir wünschen ihm herzlich eine baldige und nachhaltige Wiederherstellung seiner Gesundheit.

Artur Thomsen

*

Rudolf Stehr 80 Jahre

Der frühere langjährige Generalsekretär des Bundes deutscher Nordschleswiger, Rudolf Stehr, konnte am 1. Dezember seinen 80. Geburtstag feiern.

Rudolf Stehr wurde in Bredebro geboren, verbrachte seine Kindheit in Scherrebek und besuchte in Tondern die höhere Schule. Nach seinem Abitur in Flensburg studierte er Jura und Volkswirtschaft in Freiburg, Kopenhagen und Kiel und trat nach bestandenen Staatsexamen 1936 in den Dienst des Oberpräsidiums in Kiel. 1937 wechselte Stehr als Mitarbeiter in die damalige Kreditanstalt Vögelgesang, Hadersleben. 1943 wurde er Leiter des Kontors für die deutsche Volksgruppe in Kopenhagen, wo er in schwieriger und schattenreicher Zeit Belange der deutschen Volksgruppe zu vertreten hatte. 1945 wurde Stehr bei der Rechtsabrechnung zu vier Jahren Gefängnis verurteilt.

Am 1. Dezember 1951 übernahm Rudolf Stehr die Leitung des Deutschen Sekretariats in Apenrade. Als BdN-Generalsekretär bis 1. Dezember 1973 kommt Rudolf Stehr ein wesentliches Verdienst am Wiederaufbau der deutschen Volksgruppe zu, wobei er in Anpassung an die Zeitentwicklung neue Akzente setzte, was naturgemäß nicht immer ohne Kritik und Widerstand vor sich gehen konnte.

Stehr nimmt auch in hohem Alter regen Anteil an der Entwicklung der deutschen Volksgruppe und des Grenzlandes: »Wir sind in der glücklichen Lage, daß eine Synthese zwischen dänischer Staatsangehörigkeit und der Bindung an die Volksgruppe möglich ist«, meinte er kürzlich. »Wenn die Königin bei ihrem Besuch von einer zusätzlichen Dimension im Grenzland gesprochen hat, dann ist das natürlich nicht nur ein Plus, sondern auch eine starke kulturelle und politische Verpflichtung für uns!« Während durch die Minderheitenerklärungen von 1955 der Grenzraum im Gegensatz zur starren Grenze unterstrichen worden sei, habe die EG – trotz aller noch erkennbaren Mängel – eine Zusammenarbeit zwischen Staaten eingeleitet, die sich im Zweiten Weltkrieg noch feindlich gegenüberstanden. »Vor dieser Friedensaufgabe müssen alle sonstigen Bedenken, die vorhanden sein mögen, zurückstehen!«

Der Nordschleswiger, 28. 11. 1986

*

Dr. Werner Schmidt 75 Jahre alt

Am heutigen Donnerstag vollendet der langjährige Vorsitzende und heutige Präsident des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes (SHHB), Staatssekretär a. D. Dr. Werner Schmidt, Eckernförde, sein 75. Lebensjahr. Werner Schmidt, der in Hadersleben geboren wurde und nach dem Schulbesuch in Eckernförde und Flensburg in München, Berlin und Kiel Rechts- und Staatswissenschaften studierte, hat sich immer für die Verbundenheit des SHHB mit der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig eingesetzt – was sich beispielsweise erst jüngst wieder zeigte, als der SHHB auf seiner Jahreshauptversammlung in Plön (wie berichtet) spontan eine Sammlung zugunsten des geplanten Hauses deutscher Geschichte und Kultur in Nordschleswig veranstaltete.

Dr. Werner Schmidt ist ein Freund Nordschleswigs und insbesondere der deutschen Volksgruppe. Er ist es gewesen, der bei seiner Wahl zum SHHB-Vorsitzenden Anfang der 70er Jahre den Heimatbund zu einem schlagkräftigen Verband machte und so das schleswig-holsteinische Heimatbewußtsein weiter stärkte.

Diese erfolgreiche Arbeit hat auch eine Ausstrahlung über die Grenze hinweg und daher auch für die deutsche Volksgruppe eine große Bedeutung.

Schmidt hat es immer als eine wichtige Aufgabe angesehen, die Volksgruppe zu unterstützen. So pflegt der SHHB beispielsweise vielfältige Patenschaftsbeziehungen zu Vereinen und Institutionen der Volksgruppe, wobei Schmidt stets einen besonderen Wert auf menschliche Kontakte zu den deutschen Nordschleswigern legt.

Der Jubilar hat immer wieder die Rolle des SHHB als einer der vier deutschen Grenzverbände hervorgehoben und bekräftigt – und hat in vielen Fragen immer klar die deutsche Position zum Ausdruck gebracht und so auch der Volksgruppe den Rücken gestärkt. Werner Schmidt – als Soldat der Infanterie in Rußland und Frankreich, von wo er verwundet heimkehrte, um bei Kriegsende noch interniert zu werden – hat frühzeitig erkannt, daß es gerade die Kräfte des heimatlichen Lebensraumes sind, die einer drohenden Entwurzelung des Individuums in der Massengesellschaft entgegenzuwirken imstande sind.

Immer – als Bürgermeister in Eckernförde von 1952 bis 1966 und auch später als Staatssekretär im Sozial- von 1967 bis 1971 und im Innenministerium des Landes Schleswig-Holstein von 1971 bis 1973 – hat Dr. Werner Schmidt es verstanden, den belasteten Heimatbegriff der 30er Jahre mit neuem Inhalt zu füllen.

Von 1973 bis 1985 war Werner Schmidt Vorsitzender des SHHB. Seit 1985 ist der Jubilar Präsident des Heimatbundes und pflegt auch in diesem Amt weiterhin Kontakte nach Nordschleswig.

Der Nordschleswiger, 23.10.1986

*

Informationsfahrten 1986

Mit Mitgliedern aus Flensburg besuchten wir das Haithabu-Museum in Haddeby, das bekanntlich erst im November 1985 eröffnet wurde. Neu an diesem Museum ist, daß keine Führung mehr stattfindet; die Ausstellung ist so eingerichtet, daß jeder Besucher sich allein orientieren kann. Daran muß man sich erst einmal gewöhnen. Eine gemeinsame Kaffeetafel in der Strandhalle in Schleswig schloß den gelungenen Besuch ab.

Für die Mitglieder aus Eckernförde-Rendsburg und Nordfriesland hatten wir als Ziel einen Besuch in der dänischen Nachschule in Ladelund und anschließend in der deutschen Nachschule in Tingleff ausgewählt. Aus Rendsburg-Eckernförde nahmen an dieser Fahrt 90 Mitglieder teil. Aus Nordfriesland kamen 36 Teilnehmer. In Ladelund führte der Schulleiter – Herr Petersen – die Besucher in die Aufgaben seiner Schule ein. Es schloß sich ein Rundgang durch die fast neue Schule an.

In Tingleff hatten der Schulleiter, Herr Horst Jacobsen, und seine Frau ein kleines Programm vorbereitet, das unseren Mitgliedern sehr viel Freude bereitet. Einige Teilnehmer waren von der Aufnahme in Tingleff so begeistert, daß sie sich nach der Rückkehr noch einmal schriftlich bei Familie Jacobsen bedankten. Besonders beeindruckte die herzliche Atmosphäre, die in der Schule herrschte und auf den Besucher überging.

Den Abschluß unseres diesjährigen Programms bildete wie in den vergangenen Jahren schon ein Besuch mit Mitgliedern aus Flensburg bei einem Ortsverband des Bundes deutscher Nordschleswiger. Durch Vermittlung von Generalsekretär Peter Iver Johannsen (BdN) durften wir beim Ortsverband Sommerstedt-Mölby zu Gast sein. Ein geschmackvoll geschmückter Gemeinschaftsraum in der ehemaligen Schule in Mölby empfing uns bei unserer Ankunft.

Einige Mitglieder aus Mölby und Sommerstedt führten uns zunächst in die Arbeit in einem so kleinen Ortsverband ein.

Alle betonten, daß ohne das gute Einvernehmen untereinander die Arbeit überhaupt nicht geleistet werden könnte. Das spürte man auch bei dem sich anschließenden geselligen Zusammensein, das Möglichkeiten zu weiterer gegenseitiger Unterrichtung bot. Zufrieden nahmen unsere Mitglieder von den freundlichen Gastgebern Abschied. Zufrieden über den Besuch waren aber auch die Mitglieder des Bundes deutscher Nordschleswiger aus Mölby und Sommerstedt, wie uns Herr Johannsen in einem schriftlichen Dankeswort mitteilt.

Walter Harenberg